

dis | kurs

gesellschafts- und
geisteswissenschaftliche interventionen

HERAUSGEBER

Daniel Kuchler, M.A., M.A.
State University of New York at Albany (SUNY) – Dept. of Political Science
Dr. Bastian Walter, M.A.
Bergische Universität Wuppertal – Fachbereich Geistes- und Kulturwissenschaften
Ines Weber, M.A.
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel – Institut für Sozialwissenschaften – Politikwissenschaft

BOARD OF REVIEWERS

Prof. Dr. Johanna Bödege-Wolf
Universität Vechta – Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie
Prof. Dr. Karl-Heinz Breier
Universität Vechta – Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie
Prof. Peter Breiner, PhD
State University of New York at Albany (SUNY) – Dept. of Political Science
Prof. Dr. Thomas Großbölting
Westfälische Wilhelms-Universität Münster – Historisches Seminar
Prof. em. Edward Keynes
Penn State University; Christian-Albrechts-Universität zu Kiel – Institut für Sozialwissenschaften
Prof. Dr. Martin Kintzinger
Westfälische Wilhelms-Universität Münster – Historisches Seminar
Dr. Wilhelm Knelangen
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Institut für Sozialwissenschaften – Politikwissenschaft
Prof. Dr. Martin Lücke
Freie Universität Berlin – Friedrich-Meinecke-Institut
Prof. em. Dr. Lothar Maier
Heidelberg
Prof. Dr. Renate Martinsen
Universität Duisburg-Essen – Institut für Politikwissenschaft
Dr. Stephan Sandkötter
Universität Vechta – Institut für Sozialwissenschaften und Philosophie
Prof. Dr. Morton Schoolman, PhD
State University of New York at Albany (SUNY) – Dept. of Political Science
Dr. Daniel Siemens
Universität Bielefeld – Fakultät für Geschichtswissenschaft
Prof. Dr. Hans Rainer Sepp
Karls-Universität Prag – Humanwissenschaftliche Fakultät

REDAKTION

Dr. des. Anja Franke-Schwenk
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Collegium Philosophicum

ZUSÄTZLICHE REVIEWER (AUSGABE 2 - 2011)

Vincent Comisso
State University of New York at Albany (SUNY) – Dept. of Political Science

Inhalt

Editorial.....6

Aufsätze

Harald Kleinschmidt
Voltaire im Bibliothekskatalog. Begegnungen zwischen Politik und
Kultur, vornehmlich im 19. Jahrhundert.....10

Clara Sacchetti
Revisiting Multiculturalism. The Value of Dialogue.....28

Thema: Exil

Katja Wiebe
„Gelernte Emigration?“ Fingierte Exilbiographik am Beispiel von
Hans Joachim Schädlich's „Kokoschkins Reise“.....48

Gregor-Sönke Schneider
Eine Zeitschrift des Exils: Die Zeitschrift für Sozialforschung
(1932–1941/42). Kritische Theorie im Exil.....74

Frauke Janzen
Gottfried Bermann Fischer und der Buchmarkt im Nachkriegs-
deutschland. Ein Verleger zwischen ökonomischem Kalkül und de-
mokratischem Beitrag.....96

Autorenverzeichnis.....	18
Beiträge in Dis kurs.....	20
Impressum.....	24

Editorial

Ines Weber & Anja Franke-Schwenk

Migrationsbewegungen sind so alt wie die Menschheit selbst und keineswegs eine aktuellere historische Erscheinung. Das Verlassen des Herkunftsortes ist jedoch nicht immer gleichzusetzen mit einem von außen erzwungenen Ortswechsel. Die Motive und Beweggründe für die Wanderung an einen fremden Ort sind zahlreich: Einige Migranten suchen in der Fremde ihr Glück, beginnen neu oder wollen geistige Innovationen real verwirklichen. Die Mehrheit der Wanderer migriert jedoch nicht freiwillig. Es sind vielmehr externe Bedingungen mit sozialen, politischen, ökonomischen oder religiösen Ursachen, die Menschen dazu bewegen, ihre Heimat zu verlassen. In diesem Zusammenhang erscheint zunächst die grundsätzliche Frage von Interesse, ab wann von einer *Wanderung ins Fremde* sowie einem *Sein in der Fremde* gesprochen werden kann. Vielen gelten Sprache und kulturelle Habitusformen als wichtige Identitätskonstituenten, die – sobald sie aufgrund von Flucht und Migration nicht mehr Bestandteil des privaten Alltags und beruflichen Lebens sind – durch ein Gefühl des Fremdseins abgelöst werden. Diese beiden Konstituenten – Verlust der eigenen Sprache und Kultur am neuen Ort – gelten innerhalb der Analyseansätze der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen im Kontext der Auseinandersetzung mit Migrationsprozessen als Identifikationsmomente und Voraussetzungen für ein Gefühl des Fremdseins. Das Fremdsein als emotionale Wahrnehmung bildet somit den Ausgangspunkt für die Analyse von Migration, Flucht und Exil. Wenngleich eine kategoriale Unterscheidung zwischen Exil (das Sein in der Fremde) und Migration (Prozess des Weggehens) im Blick behalten werden muss, so sind die damit verbundenen Kontexte und wissenschaftlichen Fragestellungen doch eng miteinander verbunden. Sowohl der Prozess des Weggehens mit all seinen unabhängigen Variablen als auch das Ankommen und Sein in der Fremde spiegeln sich auf individueller, gruppenspezifischer, ökonomischer und gesamtgesellschaftlicher Ebene wieder. Auch wenn Migration und Exil in den einzelnen Fachdisziplinen lediglich auf ihren spezifischen Untersuchungsgegenstand hin analysiert werden, kann eine konzeptionelle und theoretisch interdisziplinäre Debatte konstatiert werden. Beispielsweise hat die von Alfred Schütz analysierte Situation des Fremdseins und die damit verbundene

unvermeidbare temporäre Krise in der neuen Heimat – aus der Soziologie kommend – Eingang in psychologische und pädagogische Ansätze gefunden. Ein anderes Beispiel ist die Analyse der Etablierten-Außenseiter-Beziehungen von Norbert Elias, die Brücken zwischen Soziologie, Psychologie und Geschichtswissenschaft schlägt. Damit wird deutlich: obgleich ein Beitrag einer speziellen Fachdisziplin nahe stehen mag, so verwischen bei der Untersuchung des Gegenstandes doch die Grenzen zwischen den Disziplinen.

Diskurs widmet sich in seiner zweiten Ausgabe 2011 dem problematischen und vielschichtigen Begriff des „Exils“, also der inhaltlich und interdisziplinär unterschiedlich diskutierten Vielfalt der (politischen) Migration und den damit verbundenen Ursachen und Auswirkungen. Den Auftakt macht Katja Wiebe, die aus literaturwissenschaftlicher und kulturanthropologischer Perspektive den Roman „Kokoschkins Reise“ von Hans Joachim Schädlich analysiert. Anhand der Hauptfigur Kokoschkin arbeitet Wiebe gleich mehrere Parallelen zum russischen Exilanten Vladimir Nabokov heraus. Der Roman, so Wiebe, kann als ein paradigmatisches Beispiel für die russischen Migranten der 1920er Jahre gesehen werden. Neben dieser literaturwissenschaftlichen Perspektive liefert Wiebe in ihrem Beitrag auch einen konzeptionellen Abriss der Debatten innerhalb der kulturwissenschaftlichen Exilforschung, eine Perspektive, die dazu noch auf die innerhalb der Sozialwissenschaften geführten Exildebatten eingeht. Dies zeigt sich in unserem zweiten Themenartikel. Hier analysiert Gregor-Sönke Schneider die „Zeitschrift für Sozialforschung“, die von Max Horkheimer während seines amerikanischen Exils herausgegeben wurde. In seiner teils sozialwissenschaftlichen, teils geschichtswissenschaftlichen Analyse definiert Schneider die Zeitschrift als ein wissenschaftliches Produkt des Exils. Denn die politische Entwicklung in Deutschland und die persönlichen Erfahrungen im amerikanischen Exil waren sowohl Bedingungen als auch Katalysatoren für die Entwicklung der „Kritischen Theorie“, zumal sie aus der räumlichen Distanz zu Hitlerdeutschland befreite Gegenwartsdiagnosen zu liefern vermochte. Der dritte Beitrag von Frauke Janzen beleuchtet anhand der konkreten Biographie Gottfried Bermann Fischers einen Aspekt des Exils, der innerhalb der Migrations- und Exilforschung nur marginal betrachtet wird: Die Rückkehr des Exilanten in seine Heimat. Janzen widmet sich insbesondere der Frage, wie die Person Bermann Fischer in Bezug auf sein gesell-

schaftliches Engagement beim Wiederaufbau Deutschlands und seine individuellen ökonomischen Interessen einzuschätzen ist. Mit diesen drei Themenbeiträgen kann keineswegs der Anspruch auf ein umfassendes Bild der verschiedenen Facetten von Exil erhoben werden. Jedoch zeigen die drei Artikel Momentaufnahmen der in den wissenschaftlichen Disziplinen verwendeten Perspektiven der Exilforschung und ihrer Themen.

Aufsätze

Voltaire im Bibliothekskatalog

Begegnungen zwischen Politik und Kultur, vornehmlich im 19. Jahrhundert

Harald Kleinschmidt

University of Tsukuba

E-Mail: harald@social.tsukuba.ac.jp

Abstract

Rules of the library catalogue can be politically explosive as the exile Antonio Panizzi learned in 1849 while working for the library of the British Museum. Then, British Parliament was concerned with the question under which letter of the catalogue the works of Voltaire would be filed. By drafting his 91 rules of the catalogue Panizzi gained publicity but also met with opposition, particularly from German colleagues.

Schlüsselwörter

Voltaire; Britisches Museum; Antonio Panizzi; Katalogregeln; Urheberrecht

Der gelehrte Abgeordnete wollte es genau wissen: Käme ein Benutzer in die Bibliothek auf der Suche nach Büchern von Voltaire, an welcher Stelle im Katalog würde er sie finden? Unter dem Buchstaben „A“, antwortete der zuständige Bibliothekar zum Entsetzen des Abgeordneten. Denn, erklärte der Bibliothekar, „Voltaire“ sei ein Pseudonym, vielleicht ein Künstlernamen. Der Katalog aber verzeichne Schriften, soweit möglich, unter den gegebenen Familiennamen der Autoren und Autorinnen. Und dieser sei im vorliegenden Fall Arouet. Aber, beharrte der Abgeordnete, der Mann sei doch überall als Voltaire bekannt. Ob daher eine Ausnahme gemacht werden könne? Nein, entgegnete der Bibliothekar ungerührt. Von „Voltaire“ werde auf „Arouet“ verwiesen. Schlimmstenfalls werde ein Benutzer, der Arouets Schriften unter „Voltaire“ suche, vom Buchstaben „V“ zum Buchstaben „A“ gesandt. Das sei zumutbar. Nicht zumutbar sei es, alle Benutzer und Benutzerinnen durch Abweichen von der Regel in die Irre zu führen. Voltaire blieb für die Bibliothek vorläufig Arouet.

Die Szene trug sich im Unterhaus des britischen Parlaments zu, Anno 1849.¹ Bei der Bibliothek ging es um die Büchersammlung des Britischen Museums, schon damals eine der größten der Welt. Der Bibliothekar war ein gewisser Antonio Panizzi (1797–1879), Emigrant aus Parma, das damals gerade unter österreichisch-ungarischer Herrschaft stand. Wegen seiner nationalistischen und demokratischen Gesinnung hatte er das Weite suchen müssen. Das Vereinigte Königreich gab ihm Asyl und seit 1831 Beschäftigung im Britischen Museum. Voltaire eckte immer wieder an. Manchen seiner Zeitgenossen missfiel eine gewisse Aufmüpfigkeit des Philosophen, der zu unkonventionellen Ansichten neigte und selten ein Blatt vor den Mund nahm. Angehörigen späterer Generationen galt er als veritabler Revolutionär, auch wenn er nicht immer auf der richtigen Seite stand und deswegen von dem einen oder anderen noch im 20. Jahrhundert suspekt war. Ein historisch wenig versierter „Informeller Mitarbeiter“ der Staatssicherheit der DDR, der in den 1980er Jahren einer wissenschaftlichen Tagung über das 18. Jahrhundert beiwohnte und diese ausspionierte, veranlasste eine große Suchaktion in den vielfältigen und umfangreichen Stasi-Karteien. Der Mann stufte Voltaire

1 Commissioners Appointed to Inquire into the Constitution and Government of the British Museum: Report. London 1850. Dazu: Brault, Nancy: The Great Debate on Panizzi's Rules. Los Angeles 1972, S. 60, 79, 84; Kleinschmidt, Harald: Über den Umgang mit Büchern. In: Archiv für Kulturgeschichte 64 (1982), S. 462–465.

als konterrevolutionären französischen Agenten ein und sah durch dessen Tun den Bestand der DDR gefährdet.² Neben seiner Gesinnung erregte Voltaire aber auch wegen seines Namens Aufsehen, den er sich selbst gegeben zu haben scheint.

Es war das einzige Mal, dass Katalogregeln Gegenstand der hohen Politik geworden sind, aber nicht das erste Mal, dass sich das Parlament mit dem Britischen Museum zu beschäftigen hatte. Dass die Büchersammlung des Britischen Museums insgesamt Anlass für Parlamentsdebatten wurde, kam nicht von ungefähr. Denn die Büchersammlung war wegen ihres schieren Umfangs und des Reichtums ihrer Schätze ein Juwel. Das allerdings war ungepflegt, für Parlament und Regierung des Vereinigten Königreichs ein Sorgenkind. Schon im Jahr 1835 hatte sich das Parlament mit der Bibliothek befassen müssen. Damals hatte ein Bibliothekar namens John Millard einen Abgeordneten dazu gebracht, seinen Fall dem Parlament vorzutragen. Millard war im Jahr zuvor wegen Untätigkeit entlassen worden. Seine Aufgabe war es gewesen, einen Katalog der in der Bibliothek vorhandenen Bücher zu erstellen. Dies war der dritte Anlauf, nachdem bereits zwei frühere Vorhaben gescheitert waren. Doch auch Millard hatte außer Kleinigkeiten nichts geliefert, und so blieb auch der dritte Anlauf ein Torso. Das Parlament bestätigte zwar Millards Rauswurf, sah aber auch Grund zu der kritischen Feststellung, dass das Britische Museum auf einem unzugänglichen Bücherberg saß.³ Panizzi nun richtete, nach erzwungener Abstinenz von der Politik, seinen revolutionären Elan auf den Umgang mit Büchern. Auch wenn er an arg vielen Tabus rührte, kam im Grunde seine Freude am Unkonventionellen für die Bibliothek gerade recht. Die Bibliothek beauftragte Panizzi im Jahr 1839 damit, die Bücher zu erschließen. Und Panizzi führte seinen Auftrag umgehend aus, revidierte die Regeln seines Vorgängers Henry Hervey Baber (1775–1869) aus dem Jahr 1834. Bereits im Jahr 1841 legte er den ersten Generalkatalog vor, gedruckt und versehen mit 91 Katalogregeln. Aus dem zwar ansehnlichen, aber unzugänglichen Bücherberg war

2 Undatierte Mitteilung von Hecht, Jochen [ehemaliger Referatsleiter, Abt. Archivwesen der Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR]: Die Stasi-Unterlagen als Quelle zur DDR-Geschichte. In: Suckut, Siegfried / Weber, Jürgen (Hrsg.): Stasi-Akten zwischen Politik und Zeitgeschichte. München 2003, S. 198–217, hier S. 217. Hecht galt der Vorfall als Beleg für das „oft sehr geringe intellektuelle Niveau der Führungsoffiziere“ des DDR Staatssicherheitsdienstes.

3 Report from the Select Committee on the Condition, Management and Affairs of the British Museum (Parliamentary Papers 1836, Nr 10). London 1836.

binnen kurzer Frist eine veritable, also benutzbare Bibliothek geworden.⁴

Panizzi war in erster Linie ein praktisch denkender Mensch. Statt jedem Buch eine eigene Nummer, die „Individualsignatur“ zu verpassen, kennzeichnete er die Regale, auf denen die Bücher jeweils standen. Das ging schnell und vereinfachte das Katalogisieren obendrein. Die Bibliothek ließ er im offenen Innenhof des Museumgebäudes einrichten mit einem großen runden Lesesaal unter einer gläsernen Kuppel. Durch sie fiel Tageslicht auf einige der Bücher und deren Leser, gedämpft höchstens durch den Londoner Nebel. Die meisten Bücher ließ er auf über einander geschichteten Regalebenen rund um den Lesesaal herum aufstellen. Die Anlage erlaubte kurze Wege. Panizzis Regalbretter waren verstellbar. Dafür erfand er eigens einen metallenen Stift als Brettauflage mit ungleich angebrachten Schäften und einem Korn in der Mitte. Der Stift ließ sich in Löcher einstecken, die in die vertikalen Regalständer gebohrt worden waren. Da die Schäfte ungleich um den mittigen Korn angebracht waren, erzeugten sie ungleiche Höhen, je nachdem, wie der Stift in die Löcher gesteckt wurde. So ließen sich je nach Höhe der aufzustellenden Bücher unterschiedliche Regalhöhen erzeugen, ohne dass die vertikalen Ständer umgebaut werden mussten. Die Regalanlage ist inzwischen wieder abgebaut, der Lesesaal verschwunden. Derzeit gähnt der Innenhof des Britischen Museums als weiß getünchtes Loch.

Panizzis bleibende Leistung folglich war der Katalog. Die jahrzehntelangen Querelen, wie der Bibliothekskatalog am besten anzulegen sei, beantwortete Panizzi mit einer Art Paukenschlag. Statt sich, wie die meisten seiner Vorgänger in dieser Debatte, zwischen Systematischem, Sach- und Alphabetischem Katalog zu verzetteln, schuf er ein einziges umfassendes Verzeichnis, das er General Catalogue nannte. Die Titel sämtlicher Bücher, die die Bibliothek des Britischen Museums besaß, kamen in einer einzigen alphabetischen Abfolge zusammen, weder mit Rücksicht auf ihre Inhalte noch auf das Ansehen selbst der berühmtesten Verfasser und Verfasserinnen. Auch das war praktisch gedacht. Nur auf diesem Weg konnte Panizzi die Bücher verzeichnen, ohne sie lesen zu müssen. Die Benutzer und Benutzerinnen brauchten nichts weiter zu kennen als das Alphabet, wenn sie

4 Zum Hintergrund siehe: Miller, Edward John: Prince of Librarians. The Life and Times of Antonio Panizzi of the British Museum. London und Columbus, OH 1967 [Nachdruck London 1988], S. 108–124, 170–199.

nach einem Buch suchten. Und das Parlament würde sich um die Bibliothek nicht weiter sorgen müssen.

Doch Panizzi irrte. Zwar gelangte die Bibliothek nach 1849 nie wieder auf die Tagesordnung des Parlaments. Und als im Jahr 1997 Königin Elisabeth II. mit ihr befasst wurde, galt es, in der Anwesenheit Ihrer Majestät nach Panizzi den ersten Neubau für die Bibliothek einzuweihen, die zuvor im Jahr 1972 in British Library umbenannt worden war. Aber die Debatte um Panizzis Katalogregeln ging jenseits der Mauern des Parlaments weiter. Schon Panizzis Nachfolger milderten den revolutionären Fundamentalismus der Katalogregeln ab und ließen Voltaire unter „V“ im Katalog Platz nehmen, und zwar ohne Verweisung von Arouet. Zudem stieß Panizzi mit seiner Beschränkung des Katalogs auf das Alphabet als Ordnungsmaßstab auf das Unverständnis vieler Kollegen andernorts. Wie sollten die Bibliotheksleute, geschweige denn die angeblich oft ungeschulten Benutzerinnen und Benutzer, Bücher zu einem bestimmten Thema im Katalog finden? Panizzis Katalog gab Antwort auf die Frage: hat die Bibliothek Bücher von...? Aber zu der Frage: hat die Bibliothek Bücher über ...?, schwieg der Katalog. Panizzis eher schnoddrige Antwort, Bücherlesen gehöre nicht zu den bibliothekarischen Aufgaben, war wenig hilfreich. Jemand, der Bücher zu einem bestimmten Thema bereits kannte, weil sie auf den Regalen zuhause hinter dem Schreibtisch standen, würde sich sowieso nicht in die Bibliothek des Britischen Museums verlieren. Also würden vorwiegend Leute bibliothekarische Dienste nachfragen, die Bücher über ein Thema suchten. Panizzis Nachfolger versuchten, den Mangel des Generalkatalogs auszugleichen, indem sie an alphabetische Verfassereinträge Sammlungen von Titeln und Verweise auf Schriften über diese Verfasser anhängten.⁵ Auch schufen sie mächtige Bände, in denen Buchtitel unter Sacheinträgen verzeichnet waren. Doch dafür mussten sie lesen.

Schwerer wog der Umstand, dass spätestens seit dem 16. Jahrhundert die Schöpfung eines kunstvollen „Systems“ der Aufstellung der Bücher und der Ordnung im Katalog als die höchste Kunst des Umgangs mit Büchern gefeiert worden war.⁶

5 Dazu siehe: Francis, Frank Chalton: A Reconsideration of the British Museum Rules. In: Piggott, Mary (Hrsg.): Cataloguing Principles and Practices. London 1954, S. 31–33. Dort auch der Abdruck der Regeln von Panizzis Vorgänger Baber aus dem Jahr 1834, S. 32–33.

6 Gesner, Konrad: Pandectarum sive partitionum universalis...libri XXI. Zürich 1548;

Heiligtum der „systematischen“ Aufstellung und Katalogisierung war im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert die Königliche Universitätsbibliothek in Göttingen. Sie war damals eine junge Einrichtung, kaum älter als die Bibliothek des Britischen Museums. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts hatte man in Göttingen einen eigenen Umgang mit Büchern praktiziert. Dieser Weg war aber nicht nur einzigartig, sondern wegen des im Verlauf des 18. Jahrhunderts schnell wachsenden Göttinger Buchbestands modellhaft geworden. In dieser Zeit war Göttingen gewesen, was man in den 1960er Jahren „Reformuniversität“ nannte. 1737 eröffnet, sollte sie mit so vielen überkommenen Traditionen wie möglich brechen. Statt Gelehrsamkeit nach letztlich mittelalterlichen Konventionen zu fördern, stand die Forderung nach Praxisbezug ganz oben auf der Liste der Anforderungen an die junge Universität und die dort tätigen Professoren. So erhielt die Universität von Anfang an eine Philosophische Fakultät im gleichen Rang mit den in alter Tradition stehenden Fakultäten für Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Das bedeutete neben Studienangeboten in deren üblichen Fächern so Ungewöhnliches wie Vorlesungen über das richtige Reisen, die Kunde der Staaten der Welt, die Geschichte der Natur, die Lehre von den Urkunden und, nicht zuletzt, die Kunst des Reitens. Die Universität erhielt ein „Academisches Museum“, nicht zur Aufbewahrung alter Zöpfe, sondern zur Sammlung von Anschauungsobjekten für die Lehre und die Forschung. Das Museum war in die Bibliothek eingegliedert.⁷ Als beispielsweise

Trefler, Florian: *Methodus exhibens per varios indices et classes subinde quorumlibet librorum cuiuslibet Bibliothecae brevem, facilem, imitabilem ordinationem*. Augsb. 1560; Naudé, Gabriel: *Advis pour dresser vne bibliothèque*. Paris 1627 [deutsche Ausg., Berlin 1978]; Morhof, Daniel Georg: *Polyhistor*, Bd 1. Lübeck 1695; Denis, Michel: *Einleitung in die Bücherkunde*, Bd 1. Wien 1777; Kayser, Albrecht Christoph: *Ueber die Manipulation bey der Einrichtung einer Bibliothek*. Bayreuth 1790; Massieu, J. B.: *Instruction pour procéder à la confection du catalogue de chacune des bibliothèques*. Paris 1791; Ebert, Friedrich Adolf: *Ueber öffentliche Bibliotheken*. Freiberg 1811; Ders.: *Die Bildung des Bibliothekars*. Leipzig 1820; Ders.: *Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden*. Leipzig 1827; dazu siehe: Kleinschmidt, Harald: *Vom System zur Ordnung. Bemerkungen zu Bewertungen von Sachkatalogen vornehmlich im 18. und 19. Jahrhundert*. In: *Libri* 37 (1987), S. 126–159.

⁷ Zu diesen Schausammlungen siehe: Bepler, Jill: *Ferdinand Albrecht, Duke of Braunschweig-Lüneburg (1636 – 1687). A Traveller and His Travelogue*. Wiesbaden 1988; Impey, Oliver R. / MacGregor, Arthur C. (Hrsg.): *The Origins of Museums. Cabinets of Curiosity in Sixteenth and Seventeenth Century Europe*. Oxford 1985; Putscher, Marie Lene: *Ordnung der Welt und Ordnung der Sammlung. Joachim Camerarius und die Kunst- und Wunderkammern des 16. und frühen 17. Jahrhunderts*. In: van der Meer, Cornelis (Hrsg.): *Circa Tiliam. Studia historiae medicinae*. Gerrit Arie Lindeboom sep-

der Historiker Arnold Hermann Ludwig von Heeren (1760–1842) zu Beginn des 19. Jahrhunderts über die Staaten und die Völker der Welt Vorlesungen hielt, griff er ganz selbstverständlich auf die in der Bibliothek befindlichen Stücke aus der Sammlung von James Cook zurück.⁸ Noch Otto von Bismarck hörte als Student im Jahr 1832 Heerens Vorlesung. Und während Bismarck den Veranstaltungen der meisten Göttinger Professoren nur gelegentlich beiwohnte, zog es ihn zu Heerens Kolleg mit überraschender Regelmäßigkeit.

Die Bibliothek sollte als Sammlung das Universum der Wissenschaft in der Aufstellung ihrer Schätze reproduzieren und auf diese Weise praktisch nutzbar sein. „Wer gut lehrt, der teilt“, lautete ein klassisch-römisches Motto, das seit dem 17. Jahrhundert überall zur Anwendung kam. Der Pariser Bibliothekar Gabriel Naudé (1600–1653), beispielsweise, verglich im 17. Jahrhundert die Bibliothek mit einer Armee und einem Haus. So wenig wie eine Armee komme eine Bibliothek ohne sorgfältige Einteilung aus. Und genauso wie ein Haus benötige die Bibliothek solides Mauerwerk.⁹ In Göttingen gab man sich weniger martialisch als in Paris, hielt aber an der Notwendigkeit der sorgfältigen Teilung der schnell wachsenden Sammlung von Büchern und anderen Sachen fest. So musste, wer die Göttinger Bibliothek benutzen wollte, sich im „System“ auskennen.

Bereits im Jahr 1755 veröffentlichte der für die Ordnung der Bibliothek zuständige Medizinprofessor Georg Matthiä (1708–1773) detaillierte Regeln für die Katalogisierung.¹⁰ Die Einteilungsgrundsätze orientierte Matthiä am vorhandenen

tuagenario oblata. Leiden 1974, S. 256–277. Scheicher, Elisabeth: Die Kunst- und Wunderkammern der Habsburger. Wien 1979; von Schlosser, Julius: Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance. Leipzig 1908 [Nachdruck, Braunschweig 1978]; Trnek, Helmut / Haag, Sabine (Hrsg.): Exotica. Portugals Entdeckungen im Spiegel fürstlicher Kunst- und Wunderkammern der Renaissance. Mainz 2001.

8 Krüger, Gundolf / Blumbach, Johann Friedrich: England und die frühe Göttinger Völkerkunde. In: Mittler, Elmar (Hrsg.): „Eine Welt allein ist nicht genug“. England, Hannover und Göttingen. 1714–1837. Göttingen 2005, S. 202–220; ders.: The Göttingen Cook/Forster Collection. In: Hauser-Schäublin, Brigitta / Krüger, Gundolf (Hrsg.): Life in the Pacific of the 1700s. The Cook/Forster Collection of the Georg-August-University of Göttingen, Bd. 2. Honolulu 2006, S. 44–98.

9 Naudé, Gabriel: *Advis pour dresser vne bibliothèque*, Kap. VII.

10 Matthiä, Georg: Project, wie eine öffentliche Bibliothec in die bequemste gemeinnutzige Ordnung zu bringen. In: *Hannoversche Anzeigen von allerhand Sachen, davon Bekanntmachung dem gemeinen wesen nöthig und nützlich* 1 (1755), S. 789–864.

Bestand, nicht an vorgebenen „Systemen“. Um Platz zu sparen – Panizzi war noch nicht geboren – trennte man große („Folio“, 2^o), mittlere („Quarto“, 4^o) und kleinere („Octavo“, 8^o) Formate und wies sie verschiedenen Regalen zu, die größeren und schwereren nach unten, die kleineren und leichteren nach oben. Für die Bewahrung der guten Sitten hielt Matthiä „verbotene, unzüchtige und schädliche Bücher“ unter Verschluss. Seltene Drucke und Handschriften klassifizierte er als besonders schützenswert und bewahrte ebenfalls sie getrennt vom gewöhnlichen Bestand auf. Das Göttinger „System“ war von Fachgebiet zu Fachgebiet unterschiedlich tief gestaffelt, Fachgebiete mit großem Buchbestand hatten mehr Untergruppen in der Aufstellung, diejenigen mit geringem Bücherbestand wenige oder gar keine. Im Katalog hingegen fand eine Feingliederung ihren Niederschlag, die nur bearbeiten konnte, wer die Bücher las, ehe sie in den Katalog aufgenommen werden konnten. Da die Göttinger Bibliothekare bemüht waren, die neu erscheinenden Bücher möglichst umfassend zu erwerben, spiegelte das Aufstellungs- und Katalogsystem die zeitgenössische Buchproduktion. Das tut es für Bücher aus dem 18. Jahrhundert noch heute.¹¹

Bis ins 19. Jahrhundert hinein lasen die Göttinger Bibliothekare die neu erworbenen Bücher und bestimmten das Fachgebiet sowie die Einordnung in den Systematischen Katalog. Da jedes Buch eine es bezeichnende Nummer (die „Individualsignatur“) erhielt, brauchte die Aufstellung im Regal zwar nicht genau dem Katalogschema zu entsprechen. Dennoch ergab sich die Praxis, den Geschäftsgang eines Buchs von der Erwerbung bis zur Einstellung in das Regal so zu gestalten, dass die Festlegung der „Individualsignaturen“ erst nach Bestimmung der Plätze der neuen Bücher im Katalog erfolgte. Die Prozedur konnte Zeit beanspruchen, galt aber als wesentliche Voraussetzung für die Bewahrung der Ordnung der Bibliothek. Das bibliothekarische „System“ dominierte die Benutzung der Bücher, so in Göttingen wie auch anderswo im deutschen Sprachraum.

Das tat es noch bis ins 20. Jahrhundert hinein. Göttinger Bibliothekare und Bibliothekarinnen quälten sich durch wachsende Bücherberge. Denn die Zahl der neu erscheinenden Schriften wuchs im 19. Jahrhundert exponentiell, nicht aber im gleichen Maß die Zahl der amtlichen Bücherleser in den Bibliotheken. Wäh-

¹¹ Zur Geschichte der bibliothekarischen Systematik siehe: Lorenz, Bernd: Systematische Aufstellung in Vergangenheit und Gegenwart. Wiesbaden 2003, S.75–92.

rend im englischen Sprachraum Panizzis Praxis der Spruchweisheit Geltung verlieh, ein Bibliothekar, der lese, sei verloren, dauerte der Weg der Bücher vom Buchhändler ins Bibliotheksregal im deutschen Sprachraum immer länger. Bibliotheken wurden zu Quarantänestationen für neue Ideen. Aber das Göttinger „System“ drohte nicht nur von der Bücherflut überschwemmt zu werden, sondern geriet in viel ärgere Bedrängnis durch die Wissenschaften selbst. Penibel hatte Matthiä sein „System“ nach dem damaligen Stand der Wissenschaft als stabiles Ordnungsmittel konstruiert. Sein „System“ war vollständig in dem Sinn, dass es das Spektrum der Wissenschaften um die Mitte des 18. Jahrhunderts erschloss. Was der schwedische Biologe Carl von Linné in Uppsala für die Pflanzen und die Tiere geleistet hatte, tat Matthiä für die Bücher. So wie in Linnés „System der Natur“ jede Pflanzen- und Tierspezies ihren unveränderlichen Platz hatte,¹² hatte jedes wissenschaftliche Teilgebiet in Matthiäs „System“ der Bücher seinen festen Ort. Weder Linnés noch Matthiäs „System“ duldeten Wandel. In Linnés „System der Natur“ durften Spezies weder aussterben noch neu entstehen. In Matthiäs „System“ der Bücher durfte sich kein Fachgebiet wandeln. Trat dennoch Wandel ein, brachen die „Systeme“ wie Kartenhäuser zusammen.¹³

Genau das geschah für Linnés „System der Natur“ in der zweiten Hälfte des 18. und Matthiäs System der Bücher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Linné sah sich noch vor seinem Tod im Jahr 1778 genötigt, mindestens rein theoretisch die Möglichkeit zuzulassen, dass Spezies ausgestorben sein konnten, mithin in seinem „System der Natur“ zu verschiedenen Zeiten verschiedene Spezies würden Platz finden müssen. Matthiä traf es weniger hart. Er starb im Jahr 1773, bevor die Revolution der Wissenschaften in den Jahrzehnten um 1800 durch das Schließen bestehender und die Entwicklung neuer Fachgebiete sein System der Bücher sprengte. Aber auch wenn Matthiä selbst die Erkenntnis erspart blieb, dass sein „System“ nicht für die Ewigkeit geschaffen war, mussten seine Nachfolger mit seinem „System“ arbeiten, obwohl es sich gegen jede Neuerung sperrte. Immerhin blieb Matthiäs „System“ in Göttingen bis ins Jahr 1930 in Gebrauch. Panizzi hatte die Gnade der späten Geburt.

12 von Linné, Carl: *Systema naturae*. Leiden 1735.

13 Dazu siehe: Dastron, Lorraine: Die Akademien und die Einheit der Wissenschaften. Die Disziplinierung der Disziplinen. In: Kocka, Jürgen (Hrsg.): *Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich*. Berlin 1999, S. 61–84.

Bereits Matthiä hatte einen Alphabetischen Katalog als eine Art Register zu dem Systematischen Katalog angelegt. Denn erst durch den Alphabetischen Katalog ließen sich die über zahlreiche Systemstellen verteilten Schriften von Autoren wie Voltaire zusammenführen. Das Verfahren der alphabetischen Indexierung systematischen Wissens stand in Einklang mit Überzeugungen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts von jener Gruppe von Gelehrten gehegt wurden, welche schon damals als „Aufklärer“ bekannt waren. Die französischen „Enzyklopädisten“ unter den Aufklärern überließen es ihren Lesern und Leserinnen, inhaltliche Bezüge zwischen den in alphabetischer Abfolge präsentierten Einträgen herzustellen. Und dennoch nahmen sie für sich in Anspruch, das Wissen systematisch und, innerhalb der gesetzten Grenzen, vollständig erfasst zu haben, und stellten dieses System als eine Art Inhaltsangabe der alphabetischen Abfolge voran.¹⁴ Systematische Erfassung der Gegenstände des Wissens und alphabetische Ordnung schlossen einander demnach nicht aus.¹⁵ Da Matthiäs alphabetisches Register zunächst nicht als vollwertiger Katalog behandelt wurde, erübrigten sich für ihn tief schürfende Gedanken darüber, unter welcher Namensform Verfasserschriften zu notieren seien. Anders als Panizzi hatte Matthiä kein Problem damit, Schriften unter der jeweils bekanntesten Namensform in das Register einzutragen. Voltaire blieb also in Göttingen Voltaire, mit Verweisung von Arouet. Da hatte Matthiä die Gnade der frühen Geburt.

Jedoch gedieh, was zunächst als Wegweiser durch den Systematischen Katalog gedacht gewesen war, auch in Göttingen wie anderswo im deutschen Sprachraum schnell zu einem Werkzeug von eigenem Gewicht, insbesondere seit im 19. Jahrhundert die Bücherflut über die Bibliotheken hereinbrach. Der Alphabetische Katalog schien seine eigenen Regeln einzufordern.¹⁶ Darüber, welche Regeln und wie viele erforderlich sein sollten, ließ sich trefflich und mit Inbrunst streiten. Jedoch waren die Balgereien auf dem Jahrmarkt bibliothekarischer Eitelkeit oft skurril

14 Encyclopédie. Ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, Bd 1. Paris 1751 [Nachdruck, Stuttgart 1966].

15 Dazu: Krug, Wilhelm Traugott: Versuch einer systematischen Enzyklopädie der Wissenschaften. Wittenberg und Leipzig 1796 [Nachdruck, Jena 1979]; Schleiermacher, Andreas August Ernst: Bibliographisches System der gesammten Wissenschaftskunde, Th. 1. Braunschweig 1852.

16 Als zeitnaher Überblick diene: Frels, Wilhelm: Die bibliothekarische Titelaufnahme in Deutschland. Leipzig 1919.

und förderten in erster Linie die Ausgrenzung der Bibliotheken aus dem täglichen Leben, nicht nur der breiten Bevölkerung, sondern auch der in der Wissenschaft Tätigen. Immer öfter in den Universitäten des deutschen Sprachraums entstanden Sondersammlungen in sogenannten „Seminaren“ neben der zentralen Universitätsbibliothek. Über diese Sonderbestände wachten die Wissenschaftler eifersüchtig, ohne auf die Lehren der Bibliothekare Rücksicht nehmen zu müssen. Oft erübrigte sich in den Seminarbibliotheken zunächst der Katalog. Der zuständige „Ordinarius“ wusste, welche Bücher in „seinem“ Seminar vorhanden waren. Waren Werke Voltaires darunter, wusste der „Ordinarius“ auch ohne Katalog, wohin er zu greifen hatte. Noch bis an die Wende zum 19. Jahrhundert waren sich einige Professoren nicht zu schade gewesen, sich wie Matthiä oder dessen Nachfolger, der Altphilologe Jeremias David Reuß, in den Bibliotheksdienst zu stellen. Doch im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts überließen sie dieses Geschäft immer öfter hauptamtlichen Bücherverwaltern, die zwar wissenschaftlich ausgebildet, aber nicht mehr selbst in der Hochschullehre engagiert sein mussten. Es sei denn, die Bücherverwaltung fand selbst Anerkennung als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und als Lehrfach. In der Tat waren hier und da Regierungen bereit, Direktoren von wissenschaftlichen Bibliotheken zu Professoren der „bibliothekarischen Hilfswissenschaften“ zu ernennen, wie seit 1886 der professorale Titel des Bibliotheksdirektors Carl Dziatzko (1842 – 1903) in Göttingen lautete.¹⁷ Aber er und andere Dozenten seines Fachs waren „nur“ Titular- oder Honorarprofessoren, also meilenweit entfernt von den Ordentlichen Professoren der Universitäten. Die Ausbildung des Stands hauptamtlicher Bibliothekare, die in Preußen während des 19. Jahrhunderts am weitesten voranschritt, war kaum geeignet, Sektierertum zu verhindern. Auch unter diesen Sektierern hatte Panizzi Gegner.

Denn mit seinem revolutionären Elan verwarf Panizzi, ohne Widerrede zu erlauben, die aus der Frühen Neuzeit überkommene Trennung von inhaltlichen, das heißt Sach- oder Systematischem, und formalem, das heißt, Alphabetischem Katalog. Die beiden Katalogtypen wurden im 19. Jahrhundert wie feindliche Lager behandelt und nicht selten in getrennten Räumen der Bibliotheken aufgestellt, wenn sie größeren Umfang erreichten. Noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts

¹⁷ Von ihm stammt auch ein Regelwerk zur Katalogisierung: Dziatzko, Carl: Instruction für die Ordnung der Titel im Alphabetischen Zettelkatalog der Königlichen und Universitätsbibliothek Breslau. Breslau 1889.

befand ein Hoher Priester der Sachkatalogisierung, Hanns Wilhelm Eppelsheimer (1890 – 1972), der 1947 zum Direktor der Deutschen Bibliothek in Frankfurt aufstieg, in einem Sachkatalog dürften „formale“ Elemente nur auf den untersten aller Systemebenen zugelassen werden.¹⁸ Als solche Elemente, die er wie *Parias* behandelte, bestimmte Eppelsheimer das Alphabet und die Zeit. Beide Elemente galten ihm als willkürlich und zufällig und somit vom Inhalt her bedeutungslos. Immerhin stufte Eppelsheimer das Alphabet höher ein als die Zeit, die nichts als den Bodensatz seines Katalogsystems abgeben durfte.

Panizzi ignorierte diese Lagermentalität schlichtweg und fügte Sacheinträge sowie Einträge zu privaten und öffentlichen Körperschaften in seinen *General Catalogue*. Unter Körperschaften sortierte er alle Arten von wissenschaftlichen Gesellschaften, Unternehmen und Gebietskörperschaften von Städten bis zu Staaten. Unter dem Eintrag „*Eastern Question*“ etwa fand sich eine Sammlung von Titeln zur Balkanpolitik. Der Eintrag „*England*“ umfasste sämtliches Schrifttum, das in irgendeinem Zusammenhang mit dem Vereinigten Königreich und dessen Anstalten stand, mithin Gesetze, amtliche Verlautbarungen, deren Sammlungen, gedruckte Mitschriften von Parlamentsdebatten sowie das gesamte amtliche Schrifttum aller britischen Regierungsstellen. Viele Zeitschriften und Zeitungen, die keiner Körperschaft zugeordnet werden konnten, gerieten unter den Eintrag „*Periodical Publications*“. Diese Körperschafts- und Sachschlagworteinträge halfen Panizzi dabei, die für jeden Alphabetischen Katalog Schwierigkeiten bereitenden Schriften ohne Verfasserangabe so einzuordnen, dass auch diejenigen Benutzer und Benutzerinnen im Katalog fündig werden konnten, die den genauen Sachtitel einer Schrift nicht kannten. Doch mit dieser provokanten Lösung betrat Panizzi verminetes Terrain.

Worin bestand die Provokation? Die Antwort führt aus dem Katalog hinaus ins Urheberrecht. Das war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Domäne deutscher Philosophen und Juristen. Sie formulierten die Grundsätze des Schutzes geistigen Eigentums, mithin des Markenrechts, der Patentierung von Erfin-

¹⁸ Eppelsheimer, Hanns Wilhelm: Der neue Sachkatalog der Mainzer Stadtbibliothek. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 46 (1929), S. 406–420; zur sogenannten „Methode Eppelsheimer“ siehe: Riplinger, Thomas: Die Bedeutung der Methode Eppelsheimer für Theorie und Praxis der bibliothekarischen und dokumentarischen Sacherschließung. In: *Bibliothek. Forschung und Praxis* 28 (2004), S. 252–262.

dungen und der Verwertung von Kunst- und Musikwerken sowie von Schriftzeugnissen aller Art. Kein geringerer als Georg Wilhelm Friedrich Hegel legte bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts dar, dass das wichtigste am substantiellen Recht des Schriftstellers nicht der wissenschaftliche Nutzen, sondern die Frage sei, „ob eine solche Trennung des Eigenthums der Sache von der mit ihr gegebenen Möglichkeit, sie gleichfalls zu produciren, im Begriff zulässig ist und das volle, frei Eigenthum nicht aufhebt“.¹⁹ Der Philosoph erkannte bereits eine Grundeigenschaft des Urheberrechts, nämlich die Notwendigkeit der Trennung des Rechts des geistigen Eigentums vom Recht zu dessen wirtschaftlicher Nutzung. Nach frühen Gesetzgebungsversuchen in den 1830er Jahren etablierte der Zivilrechtler Josef Kohler (1849 – 1919) die Lehre, dass das Urheberrecht ein „Weltrecht“ und sowohl auf Sachen wie auf Personen bezogen sei. Denn nur natürliche Personen, allein oder in Gruppen, seien in der Lage, geistiges Eigentum zu produzieren. Da aber die geistige Produktion sich in materiellen Produkten niederschlage, überdies die Nutzung des geistigen Eigentums eine Verfügung über Vermögen darstelle, sei das Urheberrecht auch Sachenrecht.²⁰ In der sich damals verfeinernden Systematik der Jurisprudenz geronn das Urheberrecht somit zum Ausnahmefall. Ein wesentliches Problem der Urheberrechtstheorie war die Bestimmung des Begriffs des Urhebers. Klar war, dass die Produktion geistigen Eigentums nicht auf andere als die urhebenden Personen übertragbar sein konnte, dass gleichwohl andere Personen als die Urheber geistiges Eigentum würden nutzen können. Das hieß: ein Urheber oder eine Urheberin konnte durch Vertrag einige oder alle Nutzungsrechte an andere Personen abtreten. Personen, die ganze Bücher oder kleinere Artikel schrieben, taten dies regelmäßig. Ein Journalist übertrug die Rechte der Vervielfältigung und Vertreibung seiner Produkte an den Verleger der Zeitung, für die er schrieb. Ebenso trat die Verfasserin eines Buchs die Vervielfältigungs- und Vertriebsrechte für ihr Buch an einen Buchverleger ab. Der Journalist erhielt üblicherweise ein Honorar, die Buchverfasserin konnte am Verkaufserlös beteiligt sein. Aber es gab, zumal im 19. Jahrhundert einen wichtigen Unterschied zwischen dem Journalist und der Buchverfasserin: Der Journalist veröffentlichte seine Artikel üblicherweise anonym, blieb also für die Zeitungsleser namenlos. Der

19 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Grundlinien der Philosophie des Rechts, §§ 68, 69.

20 Kohler, Josef: Das Autorrecht. In: Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts N. F. 6 (1880), S. 129–478.

Name der Buchverfasserin hingegen wurde normalerweise auf dem Titelblatt ihres Buchs abgedruckt – es sei denn, sie verweigerte es ausdrücklich, ihren Namen dort nennen zu lassen.²¹

Mit dieser Unterscheidung brach das Urheberrecht in die Welt der Bibliotheken ein. Die Produkte des Journalisten fanden Aufnahme in die Kataloge der Bibliotheken nur unter dem Titel der Zeitung, das Buch der Verfasserin hingegen unter ihrem Namen. Der Journalist blieb ungenannt, da seine Verfasserschaft unter dem Titel der Zeitung verdeckt blieb. Aber die Zeitung war keine Urheberin. Die Frage, wie Urheberschaft Dritten gegenüber dokumentiert war, blieb für das Urheberrecht gegenstandslos. Für die Alphabetische Katalogisierung aber war sie das Kernproblem schlechthin. In den Bibliotheken zerbrach man sich die Köpfe darüber, ob, und gegebenenfalls, wie zwischen Urheberschaft und Verfasserschaft unterschieden werden müsse. Wenn Verfasserschaft ein Typ von Urheberschaft war, waren die Namen von Verfassern und Verfasserinnen jedenfalls im Katalog zu nennen, auch dann, wenn sie in den zur Katalogisierung anstehenden Schriftwerken nicht genannt waren. Wenn nicht jeder Verfasser zugleich Urheber war, mussten Verfasser und Urheber in den Katalogen getrennt behandelt werden. Ohne sich um die Bezeichnungen zu kümmern, ging Panizzi genau so vor: Indem er Körperschaften in seinen Generalkatalog einfügte, gestand er ihnen stillschweigend den Status von Verfassern und Urhebern zu, obwohl die Körperschaften üblicherweise nicht Produzenten geistigen Eigentums waren. Panizzis Katalogpraxis war mit den Grundsätzen des Urheberrechts nicht vereinbar.

Der Widerspruch führte in Deutschland die Sektierer auf den Plan. Einer von ihnen war Bibliothekar des sächsischen Königs in Dresden, Julius Petzholdt (1812–1891). Er war auch Verfasser eines Leitfadens zur „Bibliothekenlehre“, der zuerst im Jahr 1856 erschien. Darin jammerte er über die Mühen, die das Schreiben eines Al-

21 Dazu siehe: Adrian, Johann (Hrsg.): Josef Kohler und der Schutz des geistigen Eigentums in Europa. Berlin 1996; Dölemeyer, Barbara: „Das Urheberrecht ist ein Weltrecht“. Immaterialgüterrecht und Rechtsvergleichung bei Josef Kohler. In: Wadle, Elmar (Hrsg.): Historische Studien zum Urheberrecht in Europa. Berlin 1993, S. 139-150; Osterrieth, Albert: Geschichte des Urheberrechts in England. Leipzig 1895; Vogel, Martin: Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte. Tübingen 1977 [Abdruck in: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd 29, Heft 1 (1978)]; Wadle, Elmar: Geistiges Eigentum, 2 Bde. Weinheim 1996; München 2003.

phabetischen Katalogs erfordere, und schimpfte über die Ignoranz seiner Zeitgenossen, die da glaubten, ein Alphabetischer Katalog sei eine schlichte Abfolge von Buchstaben und gewissermaßen spielerisch zu erstellen. Petzholdt hingegen verlangte, dass genaue Regeln für den Alphabetischen Katalog auf den Tisch zu legen seien. Denn genaue Regeln für den Alphabetischen Katalog seien allemal wichtiger als wissenschaftliche Forschungen. Dazu legte Petzholdt schließlich selbst Hand an und begann mit hoher Philosophie. Mit der Verzeichnung von Schrifttum bestimmten die Alphabetischen Kataloge Verfasserschaft grundsätzlich als Urhebererschaft, nahm Petzholdt an. Deswegen seien alle Schriften, deren Verfassernamen kenntlich waren, nicht nur unter eine und stets dieselbe Namensform zu ordnen, sondern es gelte auch, vor der Katalogisierung die persönlichen, wirklichen Formen der Namen von Verfassern und Verfasserinnen zu ermitteln und diese Namensformen von Pseudonymen, Künstlernamen und anderssprachigen Namensformen zu unterscheiden. Vor allem schien es geboten, die Verfasser und Verfasserinnen anonym veröffentlichten Schriftguts zu ermitteln. Letzteres konnte kriminalistischen Spürsinn erfordern, benötigte jedenfalls aber geraume Zeit. Körperschaften kamen bei Petzholdt für die Katalogisierung überhaupt nicht in Betracht, da sie weder Verfasser noch Urheber waren. Dennoch zeigte Petzholdt bei den Pseudonymen und Künstlernamen erstaunliche Flexibilität. Waren diese bekannter als die wirklichen Namen, sollten sie den Haupteintrag im Alphabetischen Katalog bilden mit Verweisung vom wirklichen Namen, versteht sich.²² Voltaire blieb also auch bei Petzholdt Voltaire. Die im Jahr 1899 zuerst erlassenen preußischen „Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken“ [sogenannte Preußische Instruktionen], die in ihrer Fassung von 1908 bis in die 1970er Jahre gültig blieben, folgten Petzholdt.²³

Auch wenn sein namensrechtlicher Fundamentalismus im Urheberrecht gründete, war Panizzi nicht bereit, auf dem Altar des Urheberrechts die Benutzbarkeit der Bibliothek zu opfern. Daher wollte und musste er bestrebt sein, die langwierige Enthüllung der Verfasserschaft anonym gedruckten Schrifttums so weit wie

²² Petzholdt, Julius: Katechismus der Bibliothekenlehre. Leipzig 1856, S. 124, 130 [2. Aufl. Leipzig 1871; 3. Aufl. Leipzig 1877].

²³ [Preußische Instruktionen] Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken. Berlin ²1908 [zuerst 1899; auf der Basis von Dziatzko, Carl: Instruktion für die Ordnung der Titel, Breslau 1889].

möglich zu vermeiden. Seine Kompromissregel, Körperschaften als Urheber zuzulassen, ist schon im 17. Jahrhundert in Oxford, aber auch im 18. Jahrhundert in Greifswald belegt. Sie dokumentiert gleichermaßen das Streben, die Zahl der Anonyma im Katalog auf das mögliche Minimum zu reduzieren, und das Bemühen um möglichst schnelle Verzeichnung. In Preußen-Deutschland aber stieß Panizzis Kompromiss auf erbitterten Widerstand nicht nur bei Julius Petzholdt, sondern auch in den Preußischen Instruktionen. Da Körperschaften weder persönliche Verfasser noch Urheber seien, sei es nicht rechtens, Schrifttum unter Körperschaften einzuordnen. Schriftzeugnisse, deren Urheberschaft nicht feststellbar sei, müssten anonym unter ihren angegebenen Sachtiteln eingeordnet werden, gleichgültig, ob diese den Benutzern und Benutzerinnen bekannt sein konnten oder nicht. Da folglich die Alphabetischen Kataloge deutscher Bibliotheken große Mengen an Sachtitelschriften enthalten mussten, waren genaue Regeln zur Einordnung der Sachtitel von Nöten. Anders als Panizzi gaben deutsche Bibliothekare dem Urheberrecht grundsätzlich den Vorrang vor der Benutzbarkeit der Bibliotheken und verbannten also Körperschaften außer gewerblichen Unternehmen aus den Alphabetischen Katalogen. Nur in Tübingen gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Ketzer, den Geografen Robert Gradmann (1865–1950), der es sich während seiner Tätigkeit als Bibliothekar zwischen 1901 und 1919 nicht nehmen ließ, Körperschaften in seinem Alphabetischen Katalog zu verzeichnen. Verschämt stellte er sie jedoch unter den Sitzort, nicht unter den Namen.²⁴ Der Rigorismus deutscher Katalogisierungspraxis fiel schon in Österreich als Besonderheit auf, meinte doch der Ritter von Sterneck, Bibliothekar an der Technischen Universität Wien, in seiner Kritik der Preußischen Instruktionen bereits im Jahr 1899, tatsächlich scheine es sich „bei der Einordnung eines Werks unter einen Personennamen nur in sehr entfernter Weise um Autorrechte im juristischen Sinne zu handeln“. Bibliothekskataloge geronnen mithin im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu Plakaten nationaler Identität. Der deutsche juristische Rigorismus schloss sogar den Allmächtigen ein. Noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts bemühten sich

²⁴ Zu Gradmann siehe: Eck, Helmut: Robert Gradmann. Pfarrer, Botaniker, Universitätsbibliothekar und Professor für Geographie. 1865–1950. In: Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd 21. Stuttgart 2005, S. 413–435; Seck, Friedrich: Vom Bandkatalog zum Südwestverbund. Formalerschließung in der Universitätsbibliothek Tübingen. In: Fiant, Bettina / Hilberer, Thomas G. / Lagler, Wilfried / Schapka, Ulrich (Hrsg.): Festplatte. Beiträge aus der Universitätsbibliothek Tübingen für Berndt von Egidy anlässlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Bibliotheksdienst im Juli 2003. Tübingen 2003, S. 1–4.

Theologen, die biblische Rede von der Göttlichkeit des Worts im Sinn des Urheberrechts auszulegen. Gott selbst sei „Urheber-Verfasser“ der Heiligen Schrift, meinte Karl Rahner SJ (1904–1984), die menschlichen Ausleger biblischer Texte hingegen könnten nur dasjenige „erfassen“, das durch den Willen des göttlichen Urhebers offenbart worden sei.²⁵ Voltaire würde derlei Metaphorik mit Kopfschütteln quittiert haben.

²⁵ von Sterneck, Daublebsky: Die Katalogisierungsregeln für die preußischen Bibliotheken. In: Mittheilungen des Österreichischen Vereins für Bibliothekswesen 3 (1899), S. 9; Rahner, Karl: Über die Schriftinspiration. Freiburg 1958 [4. Aufl., Freiburg 1965], S.63.

Aufsätze

Revisiting Multiculturalism

The Value of Dialogue

Clara Sacchetti

University of Toronto, The F. Iacobucci Centre for Italian Canadian Studies
E-Mail: csacchet@lakeheadu.ca

Abstract

This paper argues for the importance of multiculturalism in our increasingly globalizing world. It challenges the more recent, popular notion of cosmopolitanism and stakes a claim for the public recognition of culture and cultural identity by and through dialogue based multiculturalism. Three versions of the latter are discussed, as are some of their attendant critiques. The author lauds a dialogue based multiculturalism for its willingness to understand diverse points of view, investigate cultural similarities and differences, and accept the possibility that all ways of being in the world are subject to modification, revision, and change.

Schlüsselwörter

multiculturalism, culture, cultural identity, dialogue

Demands for the public recognition of different cultural groups within a given nation very often focus on arguments in favor of or against the notion of multiculturalism.¹ These discussions are informed by the saliency of the individual in western, liberal, democratic societies.² Supporters of multiculturalism insist that individuality is hampered if one is not able to engage in one's authentic culture, celebrate one's cultural difference, and express one's unique cultural identity. In contrast, opponents argue that the public recognition of cultural diversity destroys the homogeneity of, and citizen's loyalty to the nation.³ Despite their differences, both advocates and detractors alike agree that multiculturalism is based on an us/them, our culture/their culture, and our cultural identity/their cultural identity dualistic logic.⁴ This oppositional logic is shaped by a politics of recognition grounded on demands for the public acknowledgement of both cultural sameness and difference.⁵ While it may seem that this logic creates an irresolvable impasse, scholars have provided suggestions for moving beyond the all too simple multicultural us/them, sameness/difference division.⁶ Much of this work challenges a concept of culture that is fixed, bounded, and homogeneous and which promotes the "idea that each identifiable group has a single culture, that [...] travels with the group [...] without reference to context, to contact or interaction with other groups, to economic circumstances, [and to] political power."⁷

- 1 Cf. Gressgård, Randi: *Multicultural dialogue. Dilemmas, paradoxes, conflicts*. New York 2010; Modood, Tariq: *Multiculturalism*. Cambridge 2007; Phillips, Anne: *Multiculturalism without culture*. Princeton 2007.
- 2 Cf. Phillips, Anne: *Multiculturalism*; Kymlicka, Will: *Multicultural citizenship. A liberal theory of minority rights*. Oxford 1995.
- 3 Cf. Phillips, Anne: *Multiculturalism*; Bissondath, Neil: *Selling illusion. The cult of multiculturalism in Canada*. Toronto 1994; Searle, John, R: *Rationality and realism. What is at stake?* In: *Daedalus*, vol. 122 (1992), pp. 55–84.
- 4 Cf. Lammert, Christian / Sarkowsky, Katja: *Travelling concepts. Negotiating diversity in Canada and Europe*. In: Lammert, C. / Sarkowsky, S (eds.): *Travelling concepts. Negotiating diversity in Canada and Europe*. Wiesbaden 2010, pp. 13–23; Bourdieu, Pierre / Haacke, H: *Free exchange*. London 1995.
- 5 Cf. Taylor, Charles: *Multiculturalism and "the politics of recognition."* Princeton 1992.
- 6 Cf. Taylor, Charles: *Multiculturalism and "the politics of recognition"*; Bernstein, Richard, J.: *The specter haunting multiculturalism*. In: *Philosophy and Social Criticism*, Issue 36 (2010), pp. 381–394.
- 7 Modood, Tariq: *Introduction. The politics of multiculturalism in the new Europe*. In: Modood, T. / Werbner, P. (eds.): *The politics of multiculturalism in the new Europe. Racism, identity, and community*. London 1997, pp. 1–26 at 10; cf. Caglar, Ayse: *Hyphenated*

Anne Phillips argues that a fixed, bounded, and homogenous notion of culture continues to linger on in the much of the multicultural literature, despite decades of writing that recasts culture and cultural identity as hybrid, creolized, mixed, borderland, and so on.⁸ In making her case, Phillips downplays past work on the complexities of culture and cultural identity by advocates of the dialogue approach. However, Jennifer Saul highlights its benefits. Saul rightly notes how a dialogue approach to multiculturalism shines a critical light on the idea that mainstream society's norms are true because they are universally true for all people.⁹ Such norms are usually hegemonic because they represent a politically powerful majority culture's views. The dialogue approach also helps reveal the flaws of a cultural relativist position that insists on leaving cultural groups alone out of respect for their supposedly fixed, bounded, and homogeneous cultural uniqueness.¹⁰ Alternatively, a dialogue approach is grounded on a willingness to understand diverse points of view, investigate their differences and similarities, and be open to the possibilities that one's own way of being in the world is, like all other ways of being in the world, subject to modification.

Phillips is less sanguine about a dialogue approach and suggests that it is gravely flawed because it reinforces elites' perspectives on culture and cultural identity that, in turn, quell internal dissent and the potential for change within a group. Her remarks forget that the dialogue approach grapples with multiculturalism's binary us/them, sameness/difference logic by engaging with the tensions within and between cultural groups and insisting that they need to be continuously negotiated.¹¹ Unlike the culture-as-hegemonic and cultural relativist positions, the

identities and the limits of 'culture.' In: Modood, T. / Werbner, P. (eds.): *The politics of multiculturalism in the new Europe. Racism, identity, and community.* London 1997, pp. 169–185; Wicker, Hans-Rudolf: *From complex culture to cultural complexity.* In: Werbner, P. / Modood, T. (eds.): *Debating cultural hybridity: Multi-cultural identities and the politics of anti-racism.* London 1995, pp. 29–45.

- 8 Cf. Phillips, Anne: *Multiculturalism*; Wicker, Hans-Rudolf: *From complex culture to cultural complexity.*
- 9 Cf. Saul, Jennifer: *Feminism: Issues and arguments.* Oxford 2003.
- 10 Cf. Bernstein, Richard, J.: *The specter haunting multiculturalism*; Lammert, C. / Sarkowsky, K: *Travelling concepts.* Modood, Tariq: *Multiculturalism.*
- 11 Cf. Bernstein, Richard, J.: *The specter haunting multiculturalism*; Gressgård, Randi: *Multicultural dialogue.*

dialogue approach centralizes an openness toward the us/them, sameness/difference divide, as the works of Charles Taylor, Theo David Goldberg, and Joan Scott illustrate.¹² All three writers depart from fixed notions of culture and cultural identity in their understanding of multiculturalism. Moreover, they, whether wittingly or not, reject the newer, popular concept of cosmopolitanism that stresses how people fashion their culture and cultural identity through the global flows of ideas and practices. Cosmopolitanism's 'anything goes' *mélange*-like approach is troubling because it assumes far too much about individual choice. It also tends, as Phillips points out, to work better for educated and socio-economically privileged groups of people who have the means to traverse the globe.¹³ Last, the concept of cosmopolitanism downplays the strong attachments people often have to their culture and cultural identity. Rather than embrace cosmopolitanism, I stake a claim for the value of a dialogue based multiculturalism in the contemporary world, particularly those versions proposed by Taylor, Goldberg, and Scott. I do not attempt to evaluate which version is best nor attempt to use them in order to develop a robust form of multiculturalism. My aim is far more modest: I briefly outline some of their theoretical premises and critiques to show how all three, despite their differences, broach the notion of multiculturalism as a continuously open-ended and contingent project. This is the best chance we have of stopping us from too quickly judging another's culture as inferior, too quickly judging our own as superior, and too quickly giving up on evaluating the goodness of culture and cultural identity more generally.

Fusing Horizons: Charles Taylor's Multiculturalism

The notion of multiculturalism is based on the demand for the public recognition of diverse cultures and cultural identities. Traditional liberal scholars argue that this demand challenges the foundations upon which democracy is founded. Ian Angus points out that the very concept of a modern society to which the nation belongs is historically grounded on a distinction between public (political and

¹² Cf. Taylor, Charles: Multiculturalism and "the politics of recognition"; Goldberg, David, Theo: Introduction. Multicultural conditions. In: Goldberg, D. (ed.): Multiculturalism: A critical reader. London 1994, pp. 1–44; Scott, Joan, W.: Multiculturalism and the politics of identity. In: October, Issue 61 (1992a), pp. 12–19.

¹³ Cf. Phillips, Anne: Multiculturalism.

economic matters) and private (cultural and familial matters) realms.¹⁴ Such a distinction rests on the postulate that different ways of being in the world are part of private life and are therefore not a nation's concern.¹⁵ The notion of multiculturalism displaces this sort of classical liberal thinking by emphasizing that culture is a public realm matter. Hence, different cultural traits, practices, and values ought to be taken seriously by governing bodies.

There are two issues to consider here: one publicizes what was once considered to be part of the private realm and the other attempts to protect particular ways of being in the world. Both issues are embedded in a politics of recognition informed by two diametrically opposed principles. The first, i.e., the politics of equal dignity, asks that people are treated the same. It focuses on what is supposedly common in all human beings and the set of attendant universal rights and immunities that flow from such commonalities. The second, i.e., the politics of difference, asks that the differences between people be recognized and fostered. The universality of the principle of equal dignity sits in tension with the relativism of principle of the politics of difference. Taylor writes:

“[...] the principle of equal respect requires that we treat people in a difference-blind fashion. The fundamental intuition that humans command this respect focuses on what is the same in all. For the other, we have to recognize and even foster particularity. The reproach the first makes to the second is just that it violates the principle of non-discrimination. The reproach the second makes to the first is that it negates identity by forcing people into a homogeneous mould that is untrue to them.”¹⁶

The politics of recognition is oddly founded on a contradictory logic. Taylor fleshes this out by showing how the principles of equal respect and the politics of difference both belie the politics of recognition. He highlights how the politics of equal respect is informed by a western, historically European concept of authentic indi-

14 Cf. Angus, Ian: *A border within. National identity, cultural plurality, and wilderness.* Montreal / Kingston 1997.

15 Cf. Trifirò, Fabrizio: *The importance of pragmatism for liberal democracy. An anti-foundationalist and deliberative approach to multiculturalism.* In: *Ethics and Politics*, Issue 12 (2010), pp. 68–85.

16 Taylor, Charles: *Multiculturalism and “the politics of recognition,”* p. 43.

viduality. It is not, other words, trans-historical or universal but quite culturally specific. The main problem with the principle of difference is the uncritical assertion that different cultures need to be unquestionably accorded equal respect. This is unpalatable for Taylor because it, funnily enough, promotes a cultural relativist position that is ethnocentric. As Taylor explains:

“The peremptory demand for favorable judgments of worth is paradoxically – perhaps one should say tragically – homogenizing. For it implies that we already have the standards to make such judgments. The standards we have, however, are those of North Atlantic civilization. As so the judgments implicitly and unconsciously will cram the others into our categories. For instance, we will think of their artists as creating ‘works,’ which we then can include in our canon. By implicitly invoking our standards we then can include them in our canon. By implicitly invoking our standards to judge all civilizations and cultures, the politics of difference can end up making everyone the same.”¹⁷

What, then, is there left to do? The politics of equal dignity is ethnocentric in its false universalism while the politics of difference is ethnocentric in its uncritical use of cultural relativism. In response, Taylor re-works the idea of culture and cultural identity by promoting Gadamer’s notion of horizons.¹⁸ The notion of horizons refers to the historical and social forces that constitute one’s way of thinking, being, and acting in the world in a continuous, never finished manner. In this sense, it articulates an open-ended and dynamic concept of culture and cultural identity. Moreover, Taylor suggests that it is necessary to approach culture and cultural identity in a way that promotes a “willingness to be open to [a] comparative cultural study.”¹⁹ The multicultural impasse of us and them is partly solvable by recognizing that all engagements with culture and cultural identity happen through the situated positions of investigators, i.e., their horizons. Such situatedness is not a bias or fault that must be eliminated, controlled, or regulated but is the very basis upon which an understanding of another’s culture and cultural identity emerges.²⁰ Horizons are, in short, the socio-historical conditions

17 *ibid.*, p. 71

18 Cf. Gadamer, Hans-Georg: *Truth and method*. London 2004.

19 Taylor, Charles: *Multiculturalism and “the politics of recognition,”* p. 73.

20 Cf. Bernstein, Richard, J.: *The specter haunting multiculturalism*.

that make human understanding possible.²¹

On the surface, this may imply that it is impossible to understand another's culture and cultural identity or another's horizon, on its own terms, a point brought up in Taylor's critique of relativism. On a deeper level, however, the recognition that we live and think through our horizon means that we must all necessarily grapple with the partiality of our horizons and be flexible in our engagements with other horizons. The notion of horizons is thus always partial and subject to change. In this way, it fits in with a dialogue approach to multiculturalism because it refuses the idea that cultures and cultural identities are bounded, unchangeable, and homogeneous sets of ideas and practices.

Clearly, Taylor's work on multiculturalism moves beyond the usual us/them, sameness/difference logic. Taylor's reliance on Gadamer may, however, be troubling for several reasons. First, Taylor assumes *a priori* that understanding across horizons is always possible, an assumption that originates from Gadamer's hermeneutical theory and that ignores the possibility that understanding may be unachievable. Richard Bernstein points out that this criticism derives from the idea that there are incommensurable ways of being, acting, and thinking in the world. He argues that Gadamer, and Taylor by extension, takes up incommensurability as the very condition that inspires us to learn how to listen and respectfully respond to that which we do not understand. Incommensurability is therefore not a hindrance but a catalyst.²²

Furthermore, Taylor's use of the notion of horizon seems to operate in a way that underplays the oftentimes conflictual, class-based conditions that affect the our culture/their culture divide in multiculturalism. Recall, however, that the notion of horizon is informed by the idea that all understanding is partial because it is dependent on one's historically situated set of ideas and practices and may thus include considerations of how material conditions affect human understanding. The point is not to get to a single truth or once-and-for-all negotiated settlement but to be open to the "attempt to enlarge and enrich our horizon" in a way that "must be skeptical of the idea that conflicts can always be resolved or negotiated

21 Cf. Gadamer, Hans-Georg: Truth and method.

22 Cf. Bernstein, Richard, J.: The specter haunting multiculturalism.

by talking them through.”²³

In addition, Taylor’s call for cross-cultural or cross-horizon comparison, even before the post 9/11 era, may be troubling because it fails to question whether or not investigators even want to participate in a process of understanding other horizons. This is worrying in that it implies that we ought not even bother trying to engage in the investigation and comparison of other horizons. But Taylor’s multiculturalism not only stresses the on-going negotiation between cultures but, just as importantly, the *process of trying* to engage in an understanding of another’s horizon and a reevaluation of one’s own horizon. Such a process is valuable because it underlines the “fragility of hermeneutical openness” by insisting on a “passionate commitment” to how we go about “*respond[ing] to pluralism*” (my emphasis), Bernstein thus writes:

“It is not easy to live with contingency, ambiguity, a sense of one’s fallibility, and genuine openness to what is other and different from us. Openness and fallibility are always potentially under threat. I do not see this as a reason for despair or cynicism. On the contrary, because of the fragility of hermeneutical openness in the face of what is incommensurable, there is a need for passionate commitment to the task of achieving its concrete realization in both local and global contexts. Pluralism is a basic fact of modern life, and it can take a great variety of benign and malignant forms. The key issue is how to respond to pluralism.”²⁴

David Theo Goldberg’s Pragmatic Multiculturalism

Much like Taylor, David Theo Goldberg argues for a kind of multiculturalism that moves beyond employing a fixed, trait-based concept of culture.²⁵ Unlike Taylor, however, Goldberg does not rely on Gadamerian hermeneutics but turns, instead, to Richard Rorty’s work on philosophical pragmatism.²⁶ More specifically, Goldberg is interested in promoting pragmatism’s shift away from notions of universal

²³ *ibid.*, p. 388 and p. 392, respectively.

²⁴ *ibid.*

²⁵ Cf. Goldberg, David, Theo: Introduction. Multicultural conditions.

²⁶ Cf. Rorty, Richard: Consequences of pragmatism. Minneapolis 1982.

and particular culture and cultural identities and toward the notions of general and specific culture and cultural identities.

Goldberg begins, like Taylor, by pointing out legitimate reasons for a pro multicultural position. Both writers acknowledge that hegemonic monoculturalism is problematic and stems from European Enlightenment and liberal notions of individuality, progress, and the quest for an “unwavering and singular standard of universal truth.”²⁷ Monoculturalism prioritizes a single culture and denies the legitimacy of practices that fall outside of its acceptable limits. Goldberg argues that the search for universal truth embedded in Enlightenment tenets of reason, progress, and perfectibility became so deeply ingrained in North America that up until the 1950s it was “virtually impossible without extreme marginalization to think and do other than in and through [...] [these] terms.”²⁸ With the advent of the civil rights movement, the Cold War, the process of de-colonization, feminism, and the intensification of global capitalism, monoculturalism fell by the wayside. Those subject to its controlling regime soon began to speak out against it.

Although Goldberg challenges the homogenizing tendency of monoculturalism and sees great value in the heterogenizing potential of multiculturalism, he nonetheless contests the idea that the public recognition of culture and cultural identity is good in and of itself. Goldberg takes issue with the absolutism ingrained in the multicultural debate – one that promotes the idea that culture and cultural identity are defined by a bond, affinity, or affiliation between people of a supposedly common heritage. Absolutism undergirds arguments both for and against multiculturalism even though one position values absolute difference while the other sees it as a threat. The problem, according to Goldberg, is not about being in favor of or against multiculturalism; the problem is that both positions are mired in the dangerous presumption of an irreducible incommensurability between cultural groups reminiscent of the our culture/their culture, our identity/their identity oppositional logic previously mentioned.

Even more, Goldberg suggests that this oppositional logic stems from larger theoretical issues surrounding objectivism, relativism and their interrelationships with

²⁷ Goldberg, David, Theo: Introduction. Multicultural conditions, p. 3.

²⁸ *ibid.*

culture and cultural identity. On the one hand, identity and culture are framed as equivalent to a sort of innate or socially constructed fixed commonality that is linked to Enlightenment universality and the quest for value-free, unbiased, impartial truth, i.e., objective truth. Objective truth is assumed to be that sort of knowing that is permanent, ahistorical, and unchanging. In this sense, it is the “unwavering knowledge” that constitutes the grounding of and for a monocultural culture and cultural identity. On the other hand, multiculturalism serves to challenge the objectivist idea embedded in monoculturalism. It does so, as Goldberg argues, because it seeks to open up a space for the articulation and expression of other diverse ways of knowing, being, and existing in the world. But it does so by asserting the unequivocal need to respect and value other ways of being in the world by placing them all on the same footing: Every culture and cultural identity ought to be considered equal to every other because there are many truths in the world. This is quite clearly a relativist position that contests the objectivist dream of monoculturalism.

Despite relativism’s seemingly sharp critique of objectivism, it runs the risk of reproducing an absolutist way of thinking that relies, as Goldberg contends, on a foundational notion of truth. For the relativist position insists that another culture’s truth is still a truth nonetheless. There are at least three critiques of this position. First, if relativism is based on the notion that everything is relative, then, it must also follow that even that which is relative is relative. This means that it is virtually impossible to know when one is making a relativist claim for it can only be taken up in relation to a relativist position.²⁹ Second, if everything is relative then it is difficult to draw distinctions between “more or less accurate truth claims and more or less justifiable values.”³⁰ These distinctions are exceedingly important in connection to the social justice issues of racism, sexism, violence, and the like. Third, because relativism is premised on the idea that all ways of being in the world are equally valid, it is based on an absolutist truth claim.

Given, then, the absolutism embedded in both an objectivist-monoculturalism and a relativist-multiculturalism, Goldberg wants us to re-frame the multicultural debate. He points out that the notion of the universal that underpins objectivist-

²⁹ Cf. Putnam, Hilary: *Pragmatism: An open question*. Cambridge 1995.

³⁰ Goldberg, David, Theo: *Introduction. Multicultural conditions*, p. 15.

monoculturalism is worrying because it insists that certain rules, norms, and laws are valid in all instances, for all purposes, and for all people. He suggests that we begin thinking about culture and cultural identity in terms of the notion of the general which is much more humble in its claims, more overtly cognizant of its limitations. It is, as Goldberg puts it, “more constrained concerning the possibilities of its comprehensive groundedness. Where it refers in common to all members of a class, it does so approximately or within implied limits.”³¹ Additionally, the absolutism ingrained in the notion of the particular, i.e., the idea and valorization of cultural uniqueness that underpins a relativist-multiculturalism position, needs to be replaced with the notion of the specific. For while the notion of the particular is too rigid to accommodate *stuff* that fails to fit in with the defining traits of a given cultural group, the notion of the specific is amenable to that which does not neatly fit into the laws, norms, rules, etc., of a cultural group. Thinking in terms of the general and specific, instead of the universal and particular, opens up possibilities to recast multiculturalism in non-foundational ways.³² It also, not too surprisingly, follows in the wake of Richard Rorty’s philosophical pragmatism.³³

Rorty’s pragmatism, briefly put, is based on the notion that the only constraints to thinking are those developed by engaged conversation. Constraints are not derived by the “nature of the objects, or of mind, or of language, but only [...] by the remarks of our fellow-inquirers.”³⁴ Rorty claims that fellow-inquirers accept the arbitrariness of knowledge insofar as they accept the idea that they and they alone (i.e., not foundational truths, concepts, objective or relativist knowledge) fashion and produce what they think they know at any given time and in any given context. Rorty writes:

“[...] to attempt to evade this contingency is to hope to become a properly-programmed machine... Our identification with our community – our society, our political tradition, our intellectual heritage – is heightened when we see this community as *ours* rather than *nature’s*, *shaped* rather than *found*

31 *ibid.*, p. 6.

32 Cf. Jung, Hwa Yol: Transversality and the philosophical politics of multiculturalism in the age of globalization. In: *Research in Phenomenology*, Issue 39, (2009), pp. 416–437.

33 Cf. Rorty, Richard: *Consequences of pragmatism*.

34 *ibid.*, p. 166.

among many which men [sic] have made. In the end, the pragmatists tell us what matters is our loyalty to other human beings clinging together against the dark, not our hope to getting things right.”³⁵

In keeping with Rorty’s mandate, Goldberg suggests that pragmatism employed in the service of multiculturalism best allows for the recognition of different points of views and perspectives without recourse to a foundational absolutism. Communities of conversants mutually informed by notions of the specific and the general operate to maintain a sense of openness that may lead to the cultural transformation of all participants.³⁶ This sort of multiculturalism is about leaving the possibilities of knowledge open through a dialogue between conversants. It also means that contradictions, vexations, and tensions constitute an important part of a dialogue based multiculturalism. Such openness requires an appreciation for a radical heterogeneity that is not caught in the remnants of an absolutist objectivism or relativism; that is not caught, namely, in either a dismissal of diversity or an isolationist respect for it. A pragmatic outlook toward multiculturalism acknowledges that conversants are capable of considering and critiquing the practices of all cultural groups.

Goldberg, much like Taylor, thus invests quite heavily in how dialogue will help get us beyond the multicultural us/them, sameness/difference dichotomy. Taylor utilizes Gadamer, the notion of horizons, and the process of fusion of horizons to argue his case while Goldberg moves to Rorty and shifts away from universal-objectivist monoculturalism and particular-relativist multiculturalism, to argue in favor of engaged, open conversation. Taylor and Goldberg both, however, may be criticized for failing to directly ask who gets to be considered a conversant in pragmatism or an inquirer in the fusion of horizons, for what reasons, and why. These are questions about agency and autonomy that a dialogue approach to multiculturalism needs to also take seriously. Taylor’s version of dialogue, as well as that of Goldberg’s, does not programmatically exclude these questions.³⁷ There are, nonetheless, legitimate concerns that the connection between agency more gener-

35 *ibid.*

36 Goldberg, David, Theo: Introduction. *Multicultural conditions*, p. 9.

37 Cf. Trifirò, Fabrizio: The importance of pragmatism for liberal democracy. An anti-foundationalist and deliberative approach to multiculturalism.

ally and power more specifically is not adequately broached. This is the starting point for Joan Scott's version of a dialogue approach to multiculturalism.

Joan Scott: Foucault and Multiculturalism

Joan Scott's approach to multiculturalism pays attention to how multicultural rhetorics, styles, and narratives are based on contingent and arbitrary power-knowledge networks.³⁸ This iterates Michel Foucault's idea that power is difficult to pin down and becomes evident only through its effects.³⁹ Foucault parts company with both liberal and Marxian theories of power because he resists grounding power as residing in the state, the social relations of production, or an individual's free will. The emphasis, instead, is on the "hierarchical coordinated cluster of relations" which give shape to the layered, overlapping, and relational networks of knowledge that engender culture and cultural identity.⁴⁰ This requires attention to the quotidian aspects of society, a useful starting point for thinking about the power-knowledge dynamic that illuminates Joan Scott's work on multiculturalism.

Scott is interested in tracking how the multicultural debate has naturalized the concept of alternative cultures and cultural identities. She notes that the multicultural project is primarily about challenging our current stocks of knowledge because it explores other ways of knowing and being in the world. Opponents, what Scott refers to as the orthodox position, claim that multiculturalism aims to destroy western culture and knowledge. "They promote their orthodoxy," writes Scott, "in the name of an unquestioned and unquestionable tradition, universality, or history. They attack challenges to their ideas as dangerous and subversive [...]. They offer themselves as apostles of timeless truths, when in fact they are enemies of change [...] [that] is itself a political attempt to distract attention from the fact that there are serious issues at stake and more than one valid side to the story in the current debates about knowledge."⁴¹ Scott contends that advocates of

38 Cf. Scott, Joan, W.: Multiculturalism and the politics of identity. In: October, Issue 61 (1992a), pp. 12–19.

39 Cf. Foucault, Michel: Power/knowledge: Selected interviews and other writings, 1972–1977. New York 1980.

40 Foucault, Michel: Power/knowledge: Selected interviews and other writings, 1972–1977, p. 199.

41 Scott, Joan, W.: Multiculturalism and the politics of identity, p. 12.

the orthodox position are not outside the operations of power because claims to maintaining western culture and knowledge for their own sake is, in reality, about the power to dismiss other ways of knowing, cultures, and cultural identities. This, in turn, shuts down the possibility of giving voice to alternative perspectives and practices and the attendant social, economic, and political changes that may result therein.

In contrast, advocates, according to Scott, claim that multiculturalism is one of the best vehicles we have of broaching diversity and creating a more tolerant and just society. For multiculturalism teaches people about the myriad of cultural perspectives that already exist in most nation-states. This speaks of a commitment to understanding diverse cultures and cultural identities but does little, as Scott highlights, to deal with how they are formed through history and power. Culture and cultural identity are “taken as the referential sign[s] of a fixed set of customs, practices, and meanings, and enduring heritage, a readily identifiable sociological category, [and] a set of shared traits and/or experiences.”⁴² Multiculturalism is a project that asserts the salience of plurality as a “condition of human existence rather than the effect of an enunciation of difference that constitutes hierarchies and asymmetries of power.”⁴³

From Scott’s perspective, both supporters and opponents of multiculturalism fail to look at how cultural difference, alternative perspectives/knowledge, and diverse ways of being in the world are historically constituted through complex networks of power relations. They ignore how culture and cultural identity are power-effects rather than ‘facts’ of biology or a divine order of things. Both pro and against positions downplay this insight by basing their arguments on an essentialist, taken-for-granted idea of experience as the arbiter of truth. The experience of culture and cultural identity, Scott suggests, is cast as a prediscursive entity, existing in and of itself, independent of, and set apart from time and place.⁴⁴ In this view, cultural experience is neatly placed outside of interpretation and naturalized as a foundational base of knowing one’s diverse way of being in the world. This pre-

42 *ibid.*, p. 14.

43 *ibid.*

44 Cf. Scott, Joan, W.: Experience. In: Butler, J. / Scott, J. (eds.): *Feminists theorize the political*. New York 1992b, pp. 22–40.

disposes advocates of multiculturalism to view Others as the carrier of alternative perspectives and knowledge that is beyond reproach.⁴⁵

Scott asks us to shift our thinking about multiculturalism from the pursuit of a discernable reality, i.e., the ‘fact’ of the ‘experience’ of reality, to an analysis that looks at how representations and enunciations of difference constitute and naturalize difference. She questions the assumption that language, text, speech, etc., are reflections of the ‘fact of experience’ and interrogates how language, text, speech, etc., are constitutive of the ‘fact of experience’; how, namely, discourse fashions the ‘experiences’ of everyday life.

The idea that the ‘fact of experience’ is discursively created may not be entirely agreeable for supporters of multiculturalism who want to be respectful of other ways of being in the world. Discourse analysis is often considered apolitical and unethical because it counters the idea that there are ‘real,’ concrete cultures that multiculturalists can describe, document, and reveal and that can, by turns, be made available to the public for a variety of ends. Foucauldians contend that this sort of commentary, which is often employed to reject discourse analysis and to discount its radical potential to politicize and ethicize alternative knowledge, is misplaced.⁴⁶ Foucauldian approaches to multiculturalism highlight how the ‘experiences’ of diversely situated cultural knowledge, perspectives, and identities are arbitrary and exclusionary. And in doing so, they help us understand how evocations of cultural sameness and difference operate to settle, police, and patrol the boundaries between and within the categories of insiderness and outsiderness, hegemonic and marginal, normal and the abnormal.⁴⁷

The exclusionary effects engendered by appeals to the ‘experience’ of alternative cultural practices and identities may, ironically, close down explorations of diverse ways of being in the world by drawing tight boundaries around what gets included in culture, by whom, and for whom. Different cultural ‘experiences’ of group members are ignored in order to be able to speak about the common ‘experiences’ of a particular collectivity, to typify their alternative way of seeing the

45 Cf. Scott, Joan, W.: Multiculturalism and the politics of identity.

46 Cf. Butler, Judith: Undoing gender. New York 2004.

47 Cf. Butler, Judith: Undoing gender.

world, and their distinct forms of knowledge. Decisions about whose experiences count and why are erased in the quest to demarcate boundaries around cultural groupness. Scott points out this “forecloses discussion and criticism and turns politics into a policing operation” so that:

“the borders of identity are patrolled for signs of nonconformity; the test of membership in a group becomes less one’s willingness to endorse certain principles and engage in specific political actions, less one’s positioning in specific relationships of power, than one’s ability to use the prescribed languages that are taken as signs that one is inherently ‘of’ the group. That all of this isn’t recognized as a highly political process that produces identities is troubling indeed, especially because it so closely mimics the politics of the powerful, naturalizing and deeming as discernibly objective facts the prerequisites for inclusion in any group.”⁴⁸

If experience thus becomes the foundation for real cultural knowledge and cultural identity, those not sharing in the particular ‘facts of experience’ are cast asunder and made abject by the assumption that for one to know and understand a particular alternate perspective one must have first hand ‘experience’ of it. By shifting analysis away from the demand for the inclusion of different cultural groups and their supposed alternative perspectives and toward an investigation of the processes that gives rise to exclusions, Scott move us to consider how difference is fashioned via the webs of overlapping power networks.

In the end, Scott’s multiculturalism questions and tracks the moves that are made, the assumptions assumed and the exclusions forged in the multicultural project. Her approach examines the effects of such exclusions and assumptions. In the place of thinking about cultural identity and alternative perspectives as in need of articulation, Scott suggests that we deal with how unstable, never secure cultures and cultural identities emerge out from particular discourses at particular times and in particular places. “Those who suggest,” Scott writes, “this is unworkable” tend to be caught in a “totalizing logic of identity.” Her approach to multiculturalism attempts to understand how “subjects are produced through multiple identifications, some of which become politically salient for a time in certain contexts

⁴⁸ Scott, Joan, W.: *Multiculturalism and the politics of identity*, p. 18.

[The point of the multicultural project] is not to reify identity but to understand its production as an ongoing process of differentiation, relentless in its repetition, but also [...] subject to redefinition.”⁴⁹

Conclusion

Some may contend that Scott’s multiculturalism is nihilistic, negative, and impractical because it is overly concerned with process and lacking in concern for real, practical, or policy-driven results. Some would claim, too, that Scott is attempting to establish a version of multiculturalism that somehow escapes from the very discourses that give it life, i.e., liberal notions of rights, right and wrong, exclusion and inclusion, and their relationship with social justice. Randi Gressgård would find, as would many critics, these criticisms misguided. Scott is asking, similar to Taylor and Goldberg, for a kind of multiculturalism informed by open-ended, contingent foundations, and by the recognition that we need to continuously draw our attention to how we set up and value certain explanatory categories by excluding others.⁵⁰

This emphasis on a never-settled culture and cultural identities is a hallmark of a dialogue based multiculturalism – one that grapples with the changeable nature of culture and cultural identity, one that can acknowledge how “context, contact or interaction with other groups, economic circumstances and political power” affects culture and cultural identities, one that grapples with pluralism, and “hermeneutical openness in the face of what looks like incommensurability,” and one that is able to “be more constrained in its possibilities of its comprehensive groundedness.”⁵¹ The affirmation of a dialogue based multiculturalism is, however, rather radical today because it challenges the now popular concept of contemporary cosmopolitanism. Indeed, some scholars seek to sidestep the messiness of multiculturalism’s us/them logic by lauding cosmopolitanism’s call to recognize the world’s increasing cultural, political, and economic interconnectedness and

⁴⁹ Scott, Joan, W.: Multiculturalism and the politics of identity, p. 19.

⁵⁰ Cf. Gressgård, Randi: Multicultural dialogue.

⁵¹ Modood, Tariq: Introduction, p. 10 (paraphrased); Bernstein, Richard, J.: The specter haunting multiculturalism, p. 393 (paraphrased); Goldberg, David, Theo: Introduction. Multicultural conditions, p. 6 (paraphrased).

its belief in a globally shared collective future. The concept of cosmopolitanism moves beyond local and national debates about culture and cultural identity because it makes claims to global culture and cultural identity, global co-habitation, and global co-operation. It asserts that people have always had multiple identifications, lived in multiple places, and been cognizant of larger global realities.⁵² The problem with this, as Marinus Ossewaarde notes, is that there is far too much universality in such assertions, as is evident in David Held's unapologetic list of the unwavering principles of cosmopolitanism.⁵³ The concept of cosmopolitanism tends, as well, to frame culture and cultural identity as superfluous resources that can be employed to make friends, create alliances with unexpected people in a diversity of places, and furnish one with novel experiences. There is little concern here about those non-cosmopolitan locals who do not have the financial and educational resources to access such novel experiences. And there is a blatant disregard for the historical and current meanings of culture and cultural identity for those locals who cannot take up the social position of a cosmopolitan. This, then, leads us back to Phillips' critique of the elitism of cosmopolitanism and the question of who gets to discover, reflect upon, and utilize the knowledge of global cultures and cultural identities. Instead, then, of embracing the notion of cosmopolitanism, Scott, Goldberg, Taylor's work highlights the continuing value of multiculturalism by advancing a non-foundational concept of culture and cultural identity.

Randi Gressgård's recent book on deconstructive multiculturalism similarly points to the value of a dialogue based multiculturalism.⁵⁴ Her approach is clearly deconstructive and is thus gravely concerned with the ethics and politics that surround a multicultural project, even those premised on hermeneutical horizons, pragmatism's notion of the general and specific, and discourse. She nonetheless agrees with Taylor, Goldberg, and Scott that an open-ended, process-oriented approach to multiculturalism is our best option. In this way, she is committed to a dialogue

52 Cf. Held, David: *Cosmopolitanism. Ideas, realities, and deficits*. Cambridge, 2010.

53 Cf. Ossewaarde, Marinus: *Cosmopolitanism and the society of strangers*. In: *Current Sociology*, Issue 55 (2007), pp. 367-388; Brown, Garrett / Held, David: *Editors' Introduction*. In: Brown, G. / Held, D. (eds.): *The cosmopolitanism reader*. Cambridge 2010, pp. 1-14.

54 Cf. Gressgård, Randi: *Multicultural dialogue*.

based multiculturalism grounded on an always, on-the-go process of engagement – one that grapples with, rather than sidesteps, the binary us/them, sameness/difference logic of multiculturalism. Taylor, Goldberg, and Scott all promote some version of dialogue that recognizes that there are always vexations both within and between cultures and cultural identities that need to be expressed and worked through. All three operate, in varying degrees, with a faith that dialogue will get us beyond the multicultural impasse because of its commitment to a continual questioning of culture and cultural identity. And all three see dialogue as both an on-going opportunity and challenge.

Titel: Exil

„Gelernte Emigration?“

Fingierte Exilbiographik am Beispiel von Hans Joachim Schädlich's „Kokoschkins Reise“

Katja Wiebe

München

E-Mail: katjawiebe@ijb.de

Abstract

In 2010 the German author Hans Joachim Schädlich published the Russian emigré story of Fjodor Kokoschkin, a fictional character, whose fate is closely intertwined with the historical first wave of Russian emigration after the October Revolution. The novel follows old Kokoschkin back into his past, visiting the emigré capitols Berlin, Prag and Paris and informs about Kokoschkins further way to the US, where he comes a professor for botany.

The article is concerned with the question, in which way Kokoschkin's personal experiences are influenced and dominated by collective impressions and feelings of the Russian emigré community. It discusses the problem of the individual and the collective regarding the formation of identity in exile and asks about the role that cultural memory plays here. Finally the article argues that exile itself has become part of a transnational cultural memory of the 20th century and thereby a literary chronotop.

Schlüsselwörter

Exilliteratur, Identität, Emigration, Russland, Kollektives Gedächtnis

Annäherung – Exil, Exilliteratur und russische Emigration

Ein Deutscher schreibt über einen russischen Emigranten. Und zwar so, dass man sich in einer der unzähligen russischen Intellektuellenbiographien oder deren literarischen Exilschilderungen wiederzufinden glaubt.

Seine eigene Befindlichkeit nach der Ausreise aus der DDR in die Bundesrepublik will der Autor Hans Joachim Schädlich nicht als Exil oder Emigration beschreiben. Fremdsein, das Verlassen der Heimat, von Freunden und Familie lässt er nur als subjektive Begleiterscheinungen gelten; vielmehr sieht der Schriftsteller einen Wechsel von einem dikatorischen zu einem demokratischen politischen System. Schädlich betont trotz individueller Verlusterfahrung die Chance der offenen Meinungsbildung und schriftstellerischer Freiheit, die in repressiven Systemen durch Zensur und staatlich geordnete Literaturpolitik eingesperrt ist. Das literarische Wort durchläuft bei ihm mit der Ausreise wohl einen politischen, aber keinen sprachlichen und kulturellen Wechsel, den Schädlich als konstitutiv für einen möglichen Exilstatus ansieht:

„Der Wechsel vom ‚östlichen‘ in das ‚westliche‘ politische System zeitigt erhebliche subjektive Wirkungen. Aber es ist in unserem Fall ein Wechsel innerhalb des gleichen sprachlichen, kulturellen und geographischen Raumes, innerhalb des gleichen Landes. Die subjektiven Probleme eines solchen Systemwechsels sollten nicht mit den objektiven Bedingungen eines Exils verwechselt werden. Ich leugne die subjektiven Probleme nicht – die Trennung von Freunden und Verwandten auf unabsehbare Zeit, die Sehnsucht nach ihnen, das Heimweh nach der einen oder anderen Gegend, die Herzängste, die ‚nervösen Schrecken‘, die Verstörungen. Aber sie haben einen anderen Namen. Sie heißen nicht Exil.“¹

Der historisch gefestigte „deutsche Raum“ ist für den Schriftsteller Garant für einen gemeinsamen kulturellen und sprachlichen Rahmen und dadurch Zeichen eines Nichtexils.² Alle anderen „neuen Umstände“ seien erlernbar, wenngleich der

1 Schädlich, Hans Joachim.: Deutsche im deutschen Exil?. In: Ders.: Über Dreck, Politik und Literatur. Aufsätze, Reden, Gespräche, Kurzprosa. Berlin 1992. S. 85–98, hier S. 96.

2 Inwieweit Deutschland in diesem Sinne als einheitlicher Sprach- und Kulturraum aufzufassen ist oder nicht als hybrid gelten muss, sei zunächst dahingestellt.

Lernprozess des demokratischen Gesellschaftssystems „schwierig und langwierig sein [kann]“³. Genügt dann aber im Umkehrschluss der Umstand kultureller Alterität und des Sprachverlustes eines Migrantens, um jenen Zustand des „Heimatverlassens“ Exil nennen zu dürfen? Und gilt das insbesondere für Schriftsteller, denen nicht nur das Kommunikationsmittel im herkömmlichen Sinne, sondern auch das vitale Arbeitsmaterial sowie das Publikum verloren geht, sobald sie den angestammten Sprachraum zu verlassen haben?

In seinem Aufsatz verwehrt sich Schädlich nicht nur gegen den Begriff des deutsch-deutschen Exils, sondern negiert auch die Frage, ob es nicht zwei deutsche Literaturen gebe (Ost, West). Denn wo fängt die eine an? Wo hört die andere auf? Wenn ein Schriftsteller im Osten geboren wurde? Wenn er über den Osten schreibt? Wenn er sein Publikum im Osten hat? Was aber ist, wenn ein im Osten geborener Autor gar nicht in der DDR publizieren darf, sondern nur im Westen erscheint?

Ähnliche Überlegungen haben die Autoren der sogenannten dritten Emigrationswelle aus der Sowjetunion umgetrieben, die nach der Tauwetterperiode der 1950er Jahre (Stalins Tod 1953) in einer Zeit neuerlich verschärfter Literaturpolitik in der Sowjetunion der 1970er Jahre einsetzt: Gibt es zwei russische Literaturen?⁴ Gibt es nur eine „wahre“ – die des Exils – und die in der Sowjetunion produzierten Werke zählten nicht? Daran schließen sich, analog zu Schädlichs Überlegungen, Fragen nach dem Status von Schriftstellern an, die im Westen, nicht aber in der Sowjetunion publiziert werden, obwohl die Schriftsteller selbst in der Sowjetunion leben;⁵ oder die Einordnung solcher, die im Exil leben, aber durch das System des „Samizdat“ (Selbst-Herausgeben) heimlich in der Sowjetunion kursierten. Gehören sie zwei Literaturen an? Sind sie Exilschriftsteller und ist ihre Literatur

3 Vgl. ebd., S. 97. Bei Schädlich falle nach eigener Aussage dieser Verlust nicht im philologischen Bereich ins Gewicht. Vielmehr gehen ihm angestammte (regimekritische) Themen und Inhalte, über die es zu berichten gilt zunächst verlustig. Vgl. ebd., S. 95.

4 Vgl. hierzu die Tagung exilierter russischer Schriftsteller (u.a. Andrej Sinjavskij, Édouard Limonov, Saša Sokolov) in den USA, deren erstes Diskussionspanel „Two literatures or One?“ lautete. Vgl. Matich, Olga (ed.): *The Third Wave: Russian Literature in Emigration*. Ann Arbor 1984. S. 23–50.

5 Mit berühmten Beispielen wie Aleksandr Solženicyn, Boris Pasternak oder Andrej Sin’javskij.

dann Exilliteratur?⁶ Und kann man auch dann von Exilliteratur sprechen, wenn das Thema gar nicht literarisch verarbeitet wird und „lediglich“ der Autor im Exil lebt? Und ist es Exilliteratur, wenn Emigration literarisches Thema ist, selbst wenn der Autor kein Exilant ist?

Um all diese Fragen kreist der Diskurs zur Exilliteratur. In kulturanthropologischer Dimension wird er von den außerliterarischen Realia her gedacht, die sich auf die Person des Autors und dessen Arbeitsmöglichkeiten im interkulturellen „Spannungsfeld“ konzentrieren.⁷ Hierher gehören auch Fragen transkultureller Exil- und Übersetzungsforschung nach der identitätsstiftenden Bedeutung von Sprache und insbesondere dem Phänomen des Sprachwechsels, sollte ein Autor – prominente Beispiele sind Vladimir Nabokov und Joseph Brodsky – sein muttersprachliches Arbeitsmaterial gegen die Sprache der neuen Heimat eintauschen.⁸

Weiterhin tangiert der Diskurs – in einer literaturwissenschaftlich geprägten Perspektive – aber ebenso das Thema des Exils in dessen literarischen Repräsentationen, die nicht zwingend mit der Person des Autors zu verknüpfen sind und die unabhängig von dessen migrantischer oder nicht-migrantischer Biographie als Exilliteratur verstanden werden können.⁹ Zu letzterer gehört Schädlich

6 Oder kann eine Exklusion Gesellschaft und Literaturbetrieb innerhalb des eigenen Landes, bspw. durch Einkasernierung und Lagerhaft, wie sie in der Sowjetunion für viele Schriftsteller virulent waren, als Exil und dessen literarische Verarbeitung als Exilliteratur begriffen werden? Dem Topos der Exklusion, der das Phänomen des Exils einschließt, in osteuropäischen Literaturen des 20. Jahrhunderts (insb. Polen und Russland) widmete sich 2002 eine Tagung, der 2006 eine umfassende Publikation folgte. Darin thematisiert Franziska Thun-Hohenstein das Phänomen der Lagerzivilisation als einer besonderen mentalen und physischen Form des Ausschlusses, der Exklusion, die einem Exilstatus nahekommt. Vgl. Thun-Hohenstein, Franziska: Chronotopoi der ‚Lagerzivilisation‘ in russischen Erinnerungstexten. In: Dies. / Kissel, Wolfgang Stephan (Hrsg.): Exklusion. Chronotopoi der Ausgrenzung in der russischen und polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. München 2006, S. 181–200.

7 Vgl. einführend Bachmann-Medick, Doris: Kulturanthropologie. In: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart / Weimar 2003, S. 86–107, insb. S. 95–98.

8 Vgl. Kliems, Alfrun: Transkulturalität des Exils und Translation im Exil. Versuch einer Zusammenbindung. In: Krohn, Claus-Dieter, u.a. (Hrsg.): Übersetzung als transkultureller Prozess. München 2007, S. 30–49.

9 Wie Alexandra Lübcke in ihrem Artikel zu Migranten- und Migrationsliteratur eingehend feststellt, stellt Migrantenliteratur eine Verschränkung von Biographie und Literatur dar. Sie nimmt jedoch auch eine Zerteilung des Diskurses vor, den sie einerseits in Literatur,

2010 erschienener, preisgekrönter Roman „Kokoschkins Reise“, in dem er ein Exil erfindet, das literarisch Auskunft über mögliche Invarianten und Konstituenten eines Emigrantenlebens und dessen Selbstverständnis gibt. Er bedient sich dafür bei einer der prominentesten Exilbewegungen des 20. Jahrhunderts, der russisch-sowjetischen, und deutet dabei den literarischen Gemeinplatz und (erinnungs)topischen Charakter des Exils für die Literatur des 20. Jahrhunderts an. Sein 189 Seiten schlanker Roman folgt dem 95-jährigen Fjodor Kokoschkin (*1910) im Jahre 2005 auf eine Reise in die eigene Vergangenheit: zusammen mit seinem tschechischen Freund Hlaváček fährt er zunächst nach St. Petersburg, seiner Geburtsstadt, die er mit seiner Mutter 1919 verlässt, dann nach Berlin und das Berliner Umland, wo er bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 blieb, um dann nach Prag zu gehen und letztlich Europa Richtung USA zu verlassen. Prag besucht Kokoschkin auf seiner Reise 2005 jedoch nicht – hier ist er zur Zeit des Prager Frühlings noch einmal gewesen.

Der Roman spielt auf drei Erzählebenen. Zum einen verfolgt der Leser die Rückreise Kokoschkins auf der Queen Mary 2 von Europa nach New York und erlebt den Protagonisten in Zusammenkunft mit anderen Passagieren. In diese Grundhandlung sind zunächst Beschreibungen von der gerade zu Ende gegangenen Reise (Petersburg, Berlin) mit Hlaváček eingebettet. Diese führen wiederum noch einen Schritt weiter in die Vergangenheit zurück und rufen Kokoschkins Erinnerungen an sein Leben zwischen 1919 und 1933 wach. Der Roman endet mit der Ankunft des Schiffes in New York und der Fahrt zum Flughafen, von dem aus Kokoschkin heim nach Boston fliegt.

Durch den Roman hindurch säumen historische, vornehmlich russische Persönlichkeiten Kokoschkins Weg, die nahezu alle aus dem literarischen Umfeld stammen und bekannte Exilanten waren: Ivan Bunin, Maksim Gor'kij, Vladislav Chodasevič und Nina Berberova. Und obwohl Fjodor Kokoschkin keine historisch belegbare Persönlichkeit ist, war es sein Vater schon; Kokoschkin senior wurde

die von Migranten verfasst wurde, und andererseits in Literatur über Migration gliedert. Vgl. Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien: Transnationale deutschsprachige Literaturen als historiographisches Erzählen. In: Schmitz, Helmut (Hrsg.): Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Amsterdam / New York 2009, S. 77–98, hier S. 77.

1918 als Minister der provisorischen Regierung nach dem Putsch gegen den Zaren durch die Bolschewisten in Petersburg ermordet.

Schädlich entwirft nicht nur eine Prosa, die aufgrund jener historischen Einsprengsel, ihrer Kargheit und Reduziertheit scheinbar dokumentarischen Charakter besitzt. Auch die fiktionale Vita Kokoschkins gleicht einer wohldokumentierten, historischen Biographie, deren Lebensstationen, Gefühlsregungen und Befindlichkeiten man als Leser geradezu paradigmatisch oft gelesen zu haben meint. Insbesondere glaubt man eine Nähe zu einem der bekanntesten russischen Exilanten Vladimir Nabokov und auch zu dessen literarischen Exilanten-Figuren¹⁰ auszumachen. Wenngleich Fjodor Kokoschkin kein Schriftsteller ist, so ergeben sich dennoch viele Parallelen, die man gern verquickt: dass Kokoschkin, wie Nabokov, aus Peterburg stammt¹¹ und über Berlin, wo beide 1922 ankommen, sowie Prag nach Amerika geht; dass beide in Berlin in Kontakt mit Chodasevič stehen;¹² dass beide ein ausgesprochen wissenschaftliches Interesse an der Biologie besitzen¹³ und leidenschaftliche Schachspieler sind; dass beider Väter Mitglieder der provisorischen Regierung Kerenskis gewesen sind und ermordet wurden;¹⁴ dass beide folglich demselben elitären Milieu entstammen und mehrsprachig aufwachsen. Daneben erinnern insbesondere einige der Mitreisenden auf der Queen Mary 2 an typische Nabokovianische Vertreter der *poshlost'*, des Philistertums.¹⁵

Im Unterschied zu Nabokov, der bei seiner Ausreise aus Russland gut 20 Jahre alt ist, ist Kokoschkin gerade einmal 12. Und hier deutet sich ein immenser Unterschied zwischen jenen beiden Vitae an: Kokoschkin ist ein kindlicher Exilant, dessen Lebenslauf in einer anderen Weise vom Umstand der Emigration tangiert wird, als bei Nabokov oder auch den in Schädlichs Roman präsenten, anderen

10 Vgl. Fjodor Godunov-Čerdyncev aus Nabokovs „Dar“/„Die Gabe“.

11 Kokoschkin residiert bei seiner Rückkehr nach Petersburg in der Bol'shaja morskaja, der Straße, in der Nabokovs Elternhaus steht.

12 Vgl. Boyd, Brian: Vladimir Nabokov. The Russian Years. Princeton 1990, S. 4; 406f.

13 Kokoschkin ist Botaniker und Forscher für Grassorten, Nabokov war passionierter Schmetterlingsforscher.

14 Kokoschkins Vater kommt bereits in Petersburg ums Leben, Nabokovs Vater – wie auch Schädlichs Roman schildert – im Berliner Exil.

15 Vgl. zu dem Begriff Davydov, Sergej: Poshlost'. In: Alexandrov, Vladimir (ed.): The Garland Companion to Nabokov. New York 1995, S. 628–632.

russischen Dichter. Wenn Kokoschkin bei seinem Besuch im Prag von 1968 zu Hlaváček sagt „Wissen Sie, ich bin gelernter Emigrant.“¹⁶, dann meint er nicht nur, dass er ein feines Gespür für politische Umbrüche und daraus resultierende Gefahren für das eigene Dasein besitzt. Vielmehr deutet er an, dass er auch ein Stück weit erst durch andere zu einem Emigranten gemacht wurde. Kokoschkins individuelle Entwicklung ist an das massive kollektive Bewusstsein der Exilrussen rückgekoppelt; es generiert und bestimmt das Selbstverständnis des Protagonisten und impft ihm eine gehörige Portion Exilantentum erst ein. Anhand von Kokoschkins Beispiel stellt sich im Folgenden die Frage nach exilantischer Identität und danach, welche Faktoren bei deren Konstitution eine Rolle spielen. Mithilfe von Schädlichs Roman wird damit den zentralen Überlegungen der Exilforschung, wo jener migrantische Status anfängt, wo er aufhört und worin er dann mündet, nachgegangen.

Von Etikettierungen und Zugehörigkeiten – kulturalanthropologische Blicke auf die Exilforschung

Viele Texte, die Emigration thematisieren, „kreisen“ – wie die oben aufgeworfenen Fragen bereits andeuten – „um Wanderungen, Identität, Sprache, Geschichte und kulturelle Diversitäten“¹⁷. Sie werfen Fragen nach der Bedeutung von Herkunft (Vaterlands- bzw. Heimatbezug) und nationalkultureller Zugehörigkeiten im Exil auf und verhandeln deren Status. Wie Schädlich bereits andeutet, gelten ihm der geographische, kulturelle und philologische Systemwechsel als Wegmarken des Exils, mit denen die Begleiterscheinung verschiedenster Verlust- und Sehnsuchts- erfahrung einhergeht. Mit jenem multiplen Systemwechsel werden angestammte Zugehörigkeiten zu einer politischen, kulturellen, philologischen – nationalen – Gruppe in einem gemeinsamen geographischen Territorium aus den Angeln gehoben und müssen neu ausgelotet werden. Im Aufeinandertreffen mit dem neuen „System“ (bspw. Staat, Kultur, Sprache) entstehen Reibungsflächen mit dem alten, herkömmlichen, die xenologische Diskurse zeitigen. Sie justieren die Identität des Systemwechselnden – des Migrierenden – neu und fordern eine Stellungnahme zum einen wie zum anderen System; zum Ausgangssystem, dem man nicht mehr richtig aber noch nicht angehört, und zum Zielsystem, an das man sich annähert,

16 Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise. Reinbek ³2010, S. 170.

17 Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien, S. 82.

dessen Funktionsweisen und Konstituenten man jedoch noch nicht wirklich kennt und zu lernen hat.¹⁸ In jenem Wechselprozess deutet sich die von Homi Bhabha als „Dritter Raum“ beschriebene Transitexistenz und -identität des Emigranten im kulturellen Dazwischen an. Für den Vertreter der *postcolonial studies* Bhabha zersetzen sich in diesem Bereich kulturelle (nationale) Eindeutigkeiten und Zugehörigkeiten, es findet eine Hybridisierung der Systeme statt. Dabei schieben sich Anteile des einen Systems mit solchen des anderen ineinander, und es kommt, wie die Kulturanthropologin Bachmann-Medick festhält, zu „einer Überlagerung und Transformation der vielschichtigen Zugehörigkeiten und Erfahrungen im konfliktreichen Spannungsfeld von Migration“.¹⁹

Jener Prozess des Schichtens und Ineinandergreifens von Eindrücken unterschiedlicher systemischer (kultureller) Provenienzen, manifestiert in unterschiedlichen migrantischen Lebensläufen, erscheint jedoch diffus.²⁰ Es bleibt unklar, ob und wann das eine System das andere möglicherweise dominiert und woran dies festzumachen wäre. Nicht genau festlegbar ist damit auch der Status des Systemwechselnden: Ob der Migrant mehr oder weniger zu einem oder dem anderen System gehört, kann im Grunde nicht entschieden werden, außer durch den Migrant selbst; ebensowenig, wie stark der Einfluss des einen und wie erheblich derjenige des anderen Systems auf die systemische – sprich kulturelle oder nationale – Identität des Migranten ist. Auch schließt sich die Frage an, welchen Folgen ein Wechsel in ein drittes oder viertes System (wie ihn Kokoschkin in *Schädlich* Roman vollzieht) für jenes Selbstverständnis hat.

18 Dieses Lernen erscheint Schädlich vor allem in Bezug auf das neue politische System, in das man wechselt, relevant. Vgl. Schädlich, Hans Joachim.: *Deutsche im deutschen Exil?*, S. 97.

19 Vgl. einfürend Bachmann-Medick, Doris: *Kulturanthropologie*, S. 96f.

20 Volker Dörr fragt in seinem Beitrag, ob es überhaupt zwei definierte, holistische Ausgangssysteme (Kulturen) geben kann und ob nicht jene bereits in sich hybrid seien. Damit hinterfragt und dekonstruiert er zum Teil das Konstrukt des „Dritten Raumes“, der durch die Annahme zweier basaler Kulturen eine hegemoniale Hierarchisierung jener Räume sowie des dritten Raumes vornimmt. Vgl. Dörr, Volker: ‚Third space‘ vs. Diaspora. Topologien transkultureller Kultur. In: Schmitz, Helmut (Hrsg.): *Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration*. Amsterdam / New York 2009, S. 59–76, hier S. 62ff.

Eine „sprachliche Hilfskonstruktion“²¹, die den Migrationsstatus des Systemwechselnden weniger als eine telische Entwicklung – von einem in ein anderes System, in einem bestimmten Zeitrahmen – denken lässt, sondern eher eine in sich heterogene, sich ständig in verschiedene Richtungen entwickelnde Identität nahelegt, ist die des Transnationalen bzw. Transkulturellen. Insbesondere das „Weiterwechseln“ in ein drittes oder viertes System leiste dem Status eines „transkulturellen Migranten“ Vorschub, der, wie Alfrun Kliems beschreibt,

„nicht mit einer dualistischen Wahrnehmung [arbeitet],...Reduktionismus und monolithische Welterfahrung...ab[lehnt], eine durch das Leben in mehreren [mindestens zwei] Kulturen bestimmte, von Variabilität gezeichnete Selbstfindung dar[bietet].“²²

Jene transkulturelle „Selbstfindung“ geht weniger von einer definitiven Basis in einem fixen System aus, die mit anderen Systemen abgeglichen wird und stets eine Art von „Grundidentität“ bleibt, sondern eher vom gleichberechtigten Ablagern und Verinnerlichen von Erfahrungen, die man in unterschiedlichen Systemen macht. Letztlich kann aber auch das Label des „Transkulturellen“ praktisch nur von der Warte des Migranten, durch dessen Selbsteinschätzung vergeben werden, und ist nicht aus festen Faktoren abzuleiten.

Zu dem komplexen Geflecht aus Etikettierungen und Zugehörigkeiten, die den Status eines Systemwechslers näher zu bestimmen versuchen, gesellt sich die Frage, wie jene „multisystemischen“ Erfahrungen, die zwischen Aneignung weiterer (kultureller) Erfahrungen und dem Bewahren, Erinnern, Speichern von an älteren kulturellen „Schichten“ oszillieren, beschaffen sind. Sie konstituieren sich einerseits aus individuellen Eindrücken und gründen andererseits auch auf kollektiven Erfahrungen. Letztere werden besonders in Bezug auf das Erinnern und Bewahren relevant und sind – auch ohne den „Tatbestand“ der Migration – in den Paradigmen des Halbwachsschen Kollektiven Gedächtnisses einer Kultur und des Assmannschen Kulturellen Gedächtnisses Objekte zahlreicher Untersuchungen.²³

21 Vgl. Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien, S. 78.

22 Kliems, Alfrun: Transkulturalität des Exils und Translation im Exil, S. 30.

23 Vgl. Erll, Astrid: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. In: Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (Hrsg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen

Jene „gemeinsamen Erfahrungen“ prägen nicht nur den einzelnen in einer Gemeinschaft (System, Kultur, Nation), sondern betreffen alle Mitglieder. Sie lagern sich als kollektive Fixpunkte einer Geschichte gemeinsamen Erlebens und Wahrnehmens in einer „Art Archiv“ über Jahrzehnte, Jahrhunderte hinweg ab und werden von Generation zu Generation erinnernd weitervererbt; in gewisser Weise grundieren sie damit die Gemeinschaft und zeichnen ein Stück weit verantwortlich für deren Identität, in dem sie dafür sorgen, dass sich die Mitglieder durch Teilhabe an diesem Erinnern gegenseitig als „dazugehörig“ erkennen. Legt man für jene Gemeinschaft eine nationale Perspektive an, so kann man – wie Alexandra Lübcke es tut – bspw. für Deutschland konstatieren, dass der Nationalsozialismus wohl „das zentrale historische Narrativ in den Erinnerungen deutschen...Bevölkerung dar[stellt]“²⁴, das immer weitergegeben und mit dem „umgegangen“ wird.

Dem Mechanismus des gegenseitigen Erkennens als Gemeinschaft über jene kollektiven Erfahrungen und der Erinnerung daran kommt in der Migration eine besondere Bedeutung zu.

Das Kennen eines gemeinsamen (systemischen, nationalen, kulturellen) Codes, bestehend aus verschiedenen kollektiven Erinnerungsmomenten, bietet im Feld des anderen Systems einen Orientierungs- und Bezugspunkt: Auch außerhalb des eigenen, codegenerierenden Systems stiftet er nicht nur eine Art von Gemeinschaft, sondern verstärkt unter Umständen sogar das Gefühl, Teil dieses Kollektivs zu sein, mehr noch, als es im Ausgangssystem (kulturelle, nationale Heimat) der Fall gewesen sein mag.²⁵

In „Kokoschkins Reise“ schweißen nicht nur die Situation des Exils und das gemeinsam erlebte Schicksal politischer Flucht die russische Exilgemeinschaft zusammen, sondern unter anderem auch die literarische Prägung aus der Heimat. Man gewinnt den Eindruck, dass sich die Gemeinschaft durch diese und andere gemeinsame „russische“ Erfahrungen ein Kollektivgefühl vermittelt, das über vie-

– Ansätze – Perspektiven. Stuttgart / Weimar 2003, S. 156–185, hier vor allem S. 158ff sowie 176ff.

24 Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien, S. 81.

25 In diesem Reflex findet im Umkehrschluss auch eine Abgrenzung zu anderen Kollektiven oder dem „neuen“ System statt.

le individuell unterschiedliche Erinnerungen hinwegsieht und alle zu „Russen“ macht. Dieser Prozess tangiert vor allem den Protagonisten Fjodor Kokoschkin, an dessen Vita die Überlagerung von persönlicher durch kollektive russische Erfahrung abzulesen ist.

Die literarische Figur Kokoschkin scheint genau das zu durchlaufen, was Alexandra Lübcke für einige literarische Werke, die von Migranten verfasst wurden, als konstitutiv für die Identitätsbildung im Exil annimmt:

1. „Moment des Ausschlusses“
2. „Ringem um Gehör der eigenen Geschichte“
3. „Suche nach Repräsentation“²⁶

Mit dem „Moment des Ausschlusses“ ist die Unmöglichkeit von Einwanderern gemeint, am den identitätsstiftenden kollektiven Gedächtnis des Einwanderungslandes unmittelbar teilzuhaben.²⁷ Umgekehrt kann man auch in Bezug auf die Herkunft und Heimat des Exilanten von Momenten des Ausschlusses sprechen, da er von der vitalen Kultur und dem Leben jener Heimat ausgeschlossen wird. Der eine wie der andere Moment des Ausschlusses generiert eine Verlusterfahrung, die in ein „Ringem um Gehör der eigenen Geschichte“ mündet. Mit diesem Reflex migrantischer Statusbestimmung ist einerseits gemeint, im neuen System, im Einwanderungsland unter dessen Geschichte(n), die eigene, migrantische kollektive Geschichte kundtun zu können und Aufmerksamkeit für die eigene Position zu erhalten. Weiterhin ringt aber auch der einzelne „Systemwechsler“ gegenüber dem Kollektiv-Geflecht der Exilgemeinschaft darum, die eigene, individuelle Geschichte und Erfahrung zu behaupten. Um jenes Ringem um Gehör wird sich damit in doppelter Hinsicht bemüht: Einerseits, um das eine System gegenüber dem anderen bzw. „im anderen“ verorten zu können, und andererseits, um individuelle (Lebens-)Geschichte gegenüber kollektivem Erleben abzugrenzen.

26 Ebd., S. 83. Diese drei Komponenten filtert Lübcke aus einem Vergleich von Textprojekten deutsch-türkischer Provenienz (u.a. Feridun Zaimoğlu). Mit dem letzten Punkt schließt sie an das Phänomen der Übersetzbarkeit von einer Kultur in eine andere oder auch von Sphären innerhalb eines solchen Systems an. Vgl. Bachmann-Medick, Doris: Kulturanthropologie, S. 97.

27 Vgl. Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien, S. 83.

Mit dem in literarischen Thematisierungen der Migration virulenten „Suchen nach Repräsentation“ deutet Lübcke den Versuch an, die eigene Herkunft in Narrativen und Geschichten der Zielkultur wiederzufinden oder zu parallelisieren.²⁸ Dieser wie auch die anderen literarischen Reflexe bestimmen in variierten Form auch die Biographie Fjodor Kokoschkins in Hans Joachim Schädlichs Roman. Im Folgenden bilden sie jeweils den Ausgangspunkt für die Überlegungen, wie sich der (mehrfache) „Systemwechsel“ und dessen Begleiterscheinungen zwischen Etikettierung durch andere (literarisch durch andere Romanfiguren sowie metaliterarisch durch den Leser) und der eigenen Position des Migranten Kokoschkin im Roman konstituiert und gewertet werden.

Russischer Einstieg – Dokumentation und „Nationalisierung“ der Vita

„Sind Sie Russe?“ „Wie Sie.“²⁹ - Auf der Schiffsreise „erkennt“ der Mitreisende Sachnowski Fjodor Kokoschkin bereits bei der Vorstellung in einem der Schiffsrestaurants als Russen, und beide scheinen damit über ein unsichtbares Band verbunden, dass sie sogleich im Sinnieren über die immerwährende russische Identitätsfrage und das Narrativ, ob Russland nun zu Europa oder Asien gehöre oder etwas Drittes sei, festigen.³⁰ Auch verständigen sie sich über eine Anna-Karenina-Verfilmung und gleichen auf diese Weise die gemeinsame (kulturelle) Basis ab.³¹

²⁸ Auf diese Weise soll eine vitale Verbindung von einem zum anderen System hergestellt werden. Lübcke weist für den Komplex türkischer Migranten in Deutschland eine Bezugnahme auf den Nationalsozialismus (als deutschem Erinnerungsnarrativ) nach. Vgl. ebd., S. 97.

²⁹ Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 17.

³⁰ Im Restaurant erklären Kokoschkin und Sachnowski, dass Russland etwas Anderes sei als Europa und dass Europa gerade einmal bis Polen reiche, Russland aber zu Asien gehöre. Vgl. Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 18f. Zum Diskurs über den Status Russlands als Europa, Asien oder etwas Drittem, den insbesondere die russischen Slavophilen mit den „Westlern“ im 19. Jahrhundert führten, der aber bereits zur Petrinischen Zeit im 18. Jahrhundert virulent war vgl. grundlegend Tschizewskij, Dmitrij / Groh, Dieter (Hrsg.): Europa und Rußland. Texte zum Problem des westeuropäischen und russischen Selbstverständnis. Darmstadt 1959; Gleb Struve verweist in seiner Geschichte der Exilliteratur auch darauf, dass das „Eurasientum“ und der „Russischen Idee“ zu den geistigen Diskussionsfeldern der Emigration wurde. Vgl. Struve, Gleb: Russkaja literatura v izgnanii. Opyt istoričeskogo obzora zarubežnoj literatury. Paris/Moskau ³1996, S. 35–41.

³¹ Vgl. Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 21.

Als Leser entdeckt man in „Kokoschkins Reise“ im Verlauf der Geschichte immer weitere Fährten, die Kokoschkins fiktive Vita fest in den historischen Kontext der russischen Emigration einbetten, so dass der Leser nicht das Gefühl hat, nicht das Individuum Kokoschkin zu begleiten, sondern einen Emigranten, dessen Leben eine Art Versatzstück tausender russisch-intellektuellen Emigrantenviten gleicht.³² Bereits Kokoschkins Weg von Berlin über die anderen Emigrationszentren Paris und Prag, bevor er in die USA geht, deutet einmal mehr auf die bekannten, ausgetretenen, tausendfach beschrittenen Pfade russischer Emigranten hin.

Mit knappen Hinweisen auf historische Persönlichkeiten und Ereignisse gelingt es Schädlich, eine breite russische Emigrationsfolie auszubreiten, vor deren Hintergrund Kokoschkin dem Leser begegnet und mit der der Russe gleichsam verschmolzen scheint: Schädlich lässt Kokoschkin im intellektuellen Berlin der 1920er Jahre groß werden, der russischen Exilhauptstadt und derjenigen, zusammen mit Paris, in die sich die meisten Russen nach der Oktoberrevolution flüchten, darunter unzählige Intellektuelle und Kulturschaffende.³³ Schädlich lässt nicht nur die Schriftsteller Ivan Bunin, Vladislav Chodasevič und Nina Berberova auftreten, sondern verweist auf Nabokov und weitere zentrale Figuren des geistigen Exillebens, wie die Literaten Andrej Belyj, Viktor Šklovskij und insbesondere Maksim Gor'kij, der sich in Saarow niederlässt, dem Ort, an dem Kokoschkin ein deutsches Internat besuchen wird, und der dort wichtige Fäden im russisch-aus-

32 Kokoschkins Vorsprechen beim Amerikanischen Botschafter für ein Visum für die USA fasst jenen Lebenslauf treffend zusammen: „Fjodor Fjodorowitsch Kokoschkin, Neunzehnhundertachtzehn mit Mama aus Petersburg nach Odessa geflüchtet, nachdem mein Vater, Minister in der Kerenski-Regierung, von den Bolschewisten ermordet worden war. Neunzehnhundertzweiundzwanzig sei ich mit Mama nach Deutschland gekommen. Ich hätte nach dem Besuch des Gymnasiums fast sechs Semester Biologie in Berlin studiert. Bald nach der Machtübergabe an Hitler sei ich nach Prag gegangen,...“. Ebd., S. 139f.

33 Neben der umfassenden Studie von John Glad, die über die den europäischen Zentren russischer Emigration hinaus (u.a. Berlin, Paris, Prag, Riga, Helsinki) auch Spuren in Shanghai, New York, Buenos Aires Sydney nachgeht und ein umfassendes Bild der russischen intellektuellen Community im Ausland zeichnet (Glad, John: *Russia Abroad. Writers, History, Politics*. Washington 1999), bieten die Arbeiten Karl Schlögels zum „großen Exodus“ (Vgl. Schlögel, Karl (Hrsg.): *Der große Exodus. Die russische Emigration und ihre Zentren 1917 bis 1941*. München 1994.) und speziell die Studie zu Berlin als „Ostbahnhof Europas“ weitreichende Information über das ausdifferenzierte Leben der Russen im Ausland. Vgl. Schlögel, Karl: *Berlin – Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert*. Berlin 1998.

ländischen Kulturleben zusammenführt.³⁴ Dabei deutet Schädlich die virulenten Diskussionen der Zeit innerhalb der intellektuellen Exilgemeinschaft an, die sich bspw. in der Frage nach der Position der emigrierten Schriftsteller gegenüber dem neuen Regime in Russland niederschlagen und die die Vermengung von Literatur und Politik nahelegen.³⁵

Mit Kokoschkins dozentierenden und dokumentarischen, auf Daten und Fakten beruhenden Erklärungen gegenüber Hlaváček reihen sich, dicht gedrängt, unzählige historische Wegmarken der Emigration aneinander, verfestigen das zeitgeschichtliche Umfeld und zeugen von der tiefen Verwurzelung Kokoschkins in dieser Geschichte. So versammeln sich auf einer einzigen Textseite Verweise auf die Ermordung von Nabokovs Vater,³⁶ den Nansen-Pass³⁷, die Anerkennung des Sowjetregimes durch den Rapallo-Vertrag,³⁸ oder auf den „Komintern-Strolch“³⁹ Karl Radek, der 1923 in Berlin weilte.

Darüber hinaus greift Schädlich auf historisch gesicherte Realia zurück, wie die Berliner Emigrantenpension Crampe, in der Kokoschkin und seine Mutter unterkommen, oder die Kneipe „Zum Spaten“,⁴⁰ die sich beide am Viktoria-Luise-Platz

34 Bereits 1991 gibt Fritz Mierau eine Anthologie literarischer Verarbeitungen jenes russischen Kulturmilieus heraus, die neben Erzählungen auch programmatische Texte und schriftlich fixierte Kulturdebatten enthält. Sie spiegelt die vitale, fiebrige Stimmung und Vielschichtigkeit des russischen Kulturlebens im deutschen Exil wider, die auch in „Kokoschkins Reise“ spürbar wird. Vgl. Mierau, Fritz (Hrsg.): *Russen in Berlin*. Literatur, Malerei, Theater, Film. 1918–1933. Leipzig 1991.

35 Insbesondere Gor'kij nahm eine schwierige Rolle ein, da er als Exilschriftsteller, das neue Regime trotz eigener Kritik unterstützte und später in die Sowjetunion reimmigrierte, um dort die neue, politisch-ideologische Rolle von Literatur (Sozialistischer Realismus) zu formulieren. Vgl. Glad, John: *Russia Abroad*, S. 273ff.

36 Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 67.

37 Vgl. ebd., S. 67. Der Nansen-Pass fungierte als Flüchtlingsdokument russischer Emigranten und besaß als Reisepass in über 50 Staaten Gültigkeit. Die Emigranten hatten – da die Sowjetunion von vielen anderen Staaten bis in die 1920er nicht anerkannt war – somit eine Art Ausweis, der jedoch nicht die Staatsangehörigkeit regelte oder das Recht zu Arbeiten erwirkte. Vgl. Glad, John: *Russia Abroad*, S. 234f.

38 Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 67. Vgl. historisch Glad, John: *Russia Abroad*, S. 234.

39 Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 66. Vgl. historisch Schlögel, Karl: *Berlin – Ostbahnhof Europas*, S. 200–217, insb. S. 212.

40 Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 65.

befanden, der zusammen mit dem Wittenbergplatz und dem Bayerischen Platz das Rückgrat des russischen Berlins bildete.⁴¹

Man kennt das Milieu, man kennt die Geschichten und glaubt, mit Kokoschkins Vita eine weitere davon vor sich zu haben. Schädlich lässt Kokoschkin zu einem „Typen“ werden, zu einem Emigranten, der genau das Schicksal teilt, das dem Leser so vertraut und bekannt vorkommt. Schädlich bereitet den Boden kultureller, ja kollektiver Erinnerung, für Kokoschkin aus; ein Grund, der so schwer wiegt und der nicht nur bei Kokoschkin, sondern auch beim Leser dafür sorgt, das individuelle Schicksal und das persönliche Leben des Russen überhaupt noch davon unterscheiden oder gar trennen zu können.

„Momente des Ausschlusses“ – Verlust von Sprache, Heimat und Kultur?

Für den Leser scheint es, dass Kokoschkin mit der Emigration nach Berlin – wie jeder Emigrant – von seiner russischen Heimat, Kultur und Sprache ausgeschlossen wird. Im Verlaufe der Erzählung wird jedoch klar, dass sich Kokoschkin in jene Kultur nur bedingt inkludiert empfunden hat und nachträglich durch andere in jene „verlorene“ Kultur integriert werden muss. Im Unterschied zu dem im exil-literarischen Diskurs virulenten Phänomen, als Exilant die Verbindung zur verlustig gegangenen Heimat und Kultur zu wahren oder sich ihrer zu erinnern,⁴² muss diese Verbindung bei Kokoschkin überhaupt erst hergestellt werden.

Fjodor Kokoschkin verlässt Russland mit 12 Jahren, nachdem er 1918 zusammen mit seiner Mutter seine Heimatstadt St. Petersburg in Richtung Odessa hinter sich lassen musste. In Berlin zieht er 1922 mit seiner Mutter in die „russische“ Pension Crampe. Nach gut einem Jahr Schulabstinenz wird Kokoschkin im Brandenburgischen Saarow an einem Internat aufgenommen – dank des slavophilen Studienrates Carl Kappus. Innerhalb eines Jahres lernt Kokoschkin gut Deutsch.⁴³ 1925, als Kokoschkin bereits drei Jahre auf dem Internat ist, wird Kappus dort Direktor und erkundigt sich, ob Fjodor seiner Muttersprache treu geblieben sei,

41 Vgl. Schlögel, Karl: Berlin – Ostbahnhof Europas, S. 78-107.

42 Vgl. Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien, S. 79.

43 Vgl. Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 92.

und Kokoschkin erwidert, sein Russisch mithilfe von Volksliedern wachzuhalten. Das Vorsingen der Lieder in der Schulaula erspart sich der Teenager, er interessiert sich sowieso mehr für Chansons und Schlager und deutet damit an, dass das Singen der russischen Volkslieder kein wehmütiges Erinnern und Fernweh nach Russland darstellt.⁴⁴

Mit dem Schulabschluss überlegt Kokoschkin, nach Berlin zum Studium zu gehen und wird von Kappus bestärkt, der auf die Bedeutung der Sprachbeherrschung für dieses Vorhaben hinweist und damit eigentlich ein fundamentales Problem von Emigranten anspricht: „Sie sprechen Deutsch. Alles andere wird sich finden.“⁴⁵ Die Verbindung zu seiner Muttersprache weicht mit dem Erlernen des Deutschen auf. Später schreibt Kokoschkin die eigene Dissertation („The Grasses of Nebraska“⁴⁶) selbstverständlich auf Englisch und vollzieht in gewisser Weise den von Schädlich angedeuteten Sprachwechsel, der für das Exil charakteristisch sei. Kokoschkin entfernt sich damit vom Nimbus des sprachverhafteten Exilanten, der seine Sprache verliert und vollzieht hingegen mühelos den Sprachwechsel.⁴⁷ Kokoschkin wechselt nicht nur einmal (von Russisch zu Deutsch), sondern sogar ein zweites Mal (hin zum Englischen) und beinahe sogar ein drittes Mal (Tschechisch).⁴⁸

Wie aber ist es um das Empfinden eines Heimat- bzw. Kulturverlusts bei Kokoschkin bestellt? Bevor Fjodor 1930 tatsächlich das Biologiestudium in Berlin aufnimmt, besucht er 1929 noch einmal seine Mutter sowie Chodasevič und Berberova, die mittlerweile in Paris leben. Er findet sie ausgemergelt, aggressiv und gegen

44 Vgl. ebd., S. 96.

45 Vgl. ebd., S. 98.

46 Vgl. ebd., S. 157.

47 Dies ist sicherlich auch der Jugend Kokoschkins geschuldet als er Russland verlassen hat und darum früh mit der neuen Sprache vertraut gemacht wurde. In noch stärkerem Maße als für den Wissenschaftler Kokoschkin gilt jenes Phänomen für emigrierte Schriftsteller, in deren Umfeld sich der Russe bewegt: „Ein Überwechseln zur Sprache des Gastlandes und schließlich ein Wechsel der nationalen Identität gelingt Schriftstellern in der Regel nur dann, wenn sie vom Kindesalter an mit der betreffenden Sprache vertraut sind oder nicht in jugendlichem Alter ausgereist sind.“, Göbler, Frank: Gibt es eine Poetik des Exils?. In: Ders. (Hrsg.): Russische Emigration im 20. Jahrhundert. Literatur – Sprache – Kultur. München 2005, S. 151–168, hier S. 154.

48 „Tschechisch hatte ich mir einfacher vorgestellt. Ich dachte, wer Russisch spricht, der kann leicht Tschechisch verstehen. Irrtum...“ Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 135.

die Sowjetunion wetternd, die scheinbar das Leben der antibolschewistischen Schriftstelleremigranten bedroht und eine (erhoffte) Rückkehr unmöglich macht. Auf die Frage, was Kokoschkin zu dieser Diskussion meine und ob er überhaupt davon Kenntnis habe, antwortet dieser mit einem knappen „Nein“.⁴⁹ Zwar gibt der Text keine Auskunft, ob Kokoschkin die folgenden Ausführungen Berberovas zur Lage der Schriftsteller und auch zu Maksim Gor’kij in irgendeiner Weise kommentiert. Das „Nein“ und der abrupte, Übergangslose Szenenwechsel von Berberovas Äußerung zu Kokoschkins Abreise aus Paris zwei Tage später (nachdem man sich ganze fünf Jahre nicht gesehen hatte), deuten auf ein gewisses Desinteresse und eine Entfremdung Kokoschkins bzgl. jener „russischen“ Fragen hin. Anders als Chodasevič und Berberova sowie viele Emigranten der älteren Generation⁵⁰, die in Russland vollkommen sozialisiert wurden, treiben Kokoschkin weniger die politischen und kulturellen Entwicklungen in Russland/Sowjetunion um. Es deutet sich an, dass er gar keine fixe, mentale und politische Bindung zu seiner russischen Herkunft hat, die er eher als ein Verhaftetsein im Vergangenen zu begreifen scheint.

Vielmehr beschäftigt ihn seine individuelle Situation, die viel stärker vom deutschen Milieu und Berliner Umfeld geprägt scheint als das vermeintliche russische „Heimatumilieu“. Besonders markant zeigt sich dies in der Beschreibung von Kokoschkins Berliner Unterkunft, die er nach seiner Rückkehr aus Paris findet. In jener Familie lernt er seine große Liebe Aline kennen und wird viel weiter in das aktuelle Berliner Milieu der späten 1920er und frühen 1930er gezogen mit Kino- und Varieté-Besuchen, Freibad, Fußballspielen der Hertha und Bubikopfrisuren.⁵¹ Hier hat nichts mit Vergangenen zu tun (wie bei Chodasevič oder dem Memorieren von russischen Liedern), sondern alles ist Gegenwart und sein eigenes Leben.

49 „Nina [Berberova] sagte zu mir gewandt: <Die antibolschewistischen Emigranten stehen auf verlorenem Posten. Moskau hetzt gegen sie...Hast du im Gymnasium etwas davon gehört? > <Nein.>“. Ebd., S. 101.

50 Die Untergliederung in ältere und jüngere Schriftsteller innerhalb der ersten Emigrationswelle und der weiteren Einteilung in unterschiedliche Entwicklungsstadien des Exillebens jener Wellen (Herausbildung, 1920–1924; Selbstbestimmung, 1925–1939) vgl. in der noch immer maßgeblichen Arbeit von Gleb Struve. Er ordnet auch Chodasevič jener älteren Generation bei. Vgl. Struve, Gleb: *Russkaja literatura v izgnanii*, S. 89.

51 Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 109–118.

Wenngleich der Text kaum Gefühlsäußerungen präsentiert, so lässt sich aufgrund der Erzähllänge der Lebensepisoden ablesen, was Kokoschkin mehr geprägt oder beschäftigt zu haben scheint. Petersburg kommt nur kurz im Text vor (kurze Erzählzeit). Der Besuch der Stadt wird von Kokoschkin vorzeitig abgebrochen und dies, ohne das Haus der Eltern besucht zu haben (kurze erzählte Zeit). Die Berliner Episode, d.h. der Besuch Kokoschkins 2005 und die sich daran knüpfenden Erinnerungen, hat den deutlich größten Teil der Erzählzeit inne. Innerhalb jener Berliner Episode nimmt mit dem Fortschreiten von Kokoschkins Entwicklung das russische „erinnerungskollektivistische“ Kolorit ab in dem Maße, wie das deutsche bzw. das gegenwärtig-individuelle zunimmt. Und eine kleine Äußerung Hlaváčeks gegenüber Kokoschkin legt auch nahe, warum das so ist. In St. Petersburg fragt der Tscheche „Wollen Sie das Haus besichtigen, in dem Ihre Eltern mit Ihnen gewohnt haben?“⁵² Im Unterschied zu seiner frühen Kindheit in Petersburg hat Kokoschkin in Berlin „vollwertig“ gelebt und wurde nicht als Anhängsel seiner Familie definiert und positioniert.

Der Text verrät nicht, ob Kokoschkin nicht in der mentalen Verfassung war, dieses „Wiedersehen“ mit Petersburg und der „Heimat“ zu ertragen oder ob andere Umstände dabei eine Rolle gespielt haben. Offensichtlich ist jedoch, dass Berlin vielmehr für den individuellen Entwicklungsprozess Kokoschkins steht, während Russland mit St. Petersburg vielmehr eine oktroyierte Heimat bildet, die Kokoschkin mehr durch sein Dasein als exilierter Russe als solche angenommen hat. Die Abreise aus Petersburg deutet darauf hin, dass Kokoschkin feststellen muss, niemals wirklich Teil jenes Lebens gewesen zu sein.⁵³ Dieser Umstand dekonstruiert ein Stück weit Kokoschkins Selbstverständnis als russischer Emigrant. Denn im Unterschied zu bspw. paradigmatischen Exilanten wie Chodasevič oder auch Nabokov und deren russischen Aufarbeitungsstrategien, kann er nicht einmal das „Fehlen [der eigenen] Person“⁵⁴ in jener Vergangenheit betrauern, es deutet sich

52 Ebd., S. 41.

53 Auch aus dem Brandenburgischen Saarow reist Kokoschkin bei seiner Erinnerungstour vorzeitig ab; und diese Abreise ist durchaus Zeichen eines verloren gegangenen, unwiederbringlichen Lebensabschnittes von Kokoschkin ist, das er schwer erträgt.

54 Vgl. Heidemann, Gudrun-Maria: ‚Exklusive Ent-Fernungen‘ in Il’ja Erenburgs und Vladimir Nabokovs Ich-Erzählungen aus dem Exil. In: Thun-Hohenstein, Franziska / Kissel, Wolfgang Stephan (Hrsg.): Exklusion. Chronotopoi der Ausgrenzung in der russischen und polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. München 2006, S. 89–110, hier S. 90.

vielmehr an, dass er niemals dort wirklich (bewusst) präsent gewesen ist. Bei Kokoschkin fällt „die Doppelexistenz des Emigranten, die Überlagerung [vom Leben] ‚Damals‘ und ‚Jetzt‘, von ‚Hier‘ und ‚Dort‘“⁵⁵ für Russland weitestgehend aus und muss eher für das Berlin der 1920er gelten.

Den Verlust der Heimat zu betrauern und sich ihrer zu erinnern, wie es viele Emigranten und unter anderem auch Kokoschkins Mutter oder auch Chodasevič vorleben, gelingt Kokoschkin selbst nur bedingt. Die kollektive Erfahrung der Heimatsehnsucht nach Petersburg läuft quer zu den individuellen Lebenserfahrungen Kokoschkins.

„Ringens um Gehör der eigenen Geschichte“ – „Gelernte Emigration“ und individuelles Zuhause

Mit dem Ringens um Gehör der eigenen Geschichte soll zwar angedeutet sein, dass die Gemeinschaft der Emigranten in der „Zielkultur“ die eigene Geschichte (der Auswanderung) Gehör verschaffen möchte. Für Kokoschkin gilt dieses Ringens vor allem in Bezug auf das Behaupten der individuellen Geschichte gegenüber denen des russischen Emigrationskollektivs. In der Gegenwart des Romans arbeitet Kokoschkin einerseits daran, die Kollektividentität als Emigrant aufrecht zu halten und andererseits die eigene, individuelle Geschichte zu behaupten. Zu Beginn der Schiffsreise verwehrt er sich auch dem „Exilanten-Nimbus“, den die schiffsmitreisende Architektin Olga Noborra an ihn heranträgt, die Reise nach Europa und Russland aus Nostalgie zu tun: „Nein [keine Nostalgie]. Ich mußte manche Orte meiner Vergangenheit einfach noch einmal sehen. Petersburg, Berlin, Prag...“⁵⁶ Kokoschkin deutet an, dass zwar jene Zentren der russischen Emigration Teil seiner Vergangenheit sind, dass er sie jedoch ohne den exilantischen Habitus des Nostalgischen aufsucht, sondern als Zeitreisender einer individuellen Vergangenheit.

⁵⁵ Göbler, Frank: Gibt es eine Poetik des Exils?, S. 157. Göbler beschäftigt sich in seinen Überlegungen unter anderem mit einer der bekanntesten Exildichtungen Chodasevičs, den Sorrentinskie fotografii [Sorrentiner Fotografien] von 1925/1926, in denen der Dichter „südtalienesisches Landschaftserleben mit russischen Erinnerungsbildern“ in Form von Fotoüberblendungen vermengt und damit ‚Hier‘ und ‚Dort‘, ‚Jetzt‘ und ‚Damals‘ übereinanderlegt. Vgl. Göbler, Frank: Gibt es eine Poetik des Exils?, S. 157.

⁵⁶ Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 24.

Kokoschkin hat jedoch sein Leben lang gelernt, ein russischer Emigrant zu sein. Diese Rolle wird von außen an ihn herangetragen und man versucht, Kokoschkins Identität auf das Emigrantische und Russische hin festzulegen.

Bereits auf dem Internat trägt der Direktor Kappus jene „Etikettierung“ an Kokoschkin heran, der von dieser Rolle (noch) nichts weiß und erst in sie hineinwächst. Mag Kokoschkin seine Muttersprache zwar beherrschen, so fehlen ihm dennoch wichtige Elemente des russischen kulturellen Gedächtnisses, das gerade für einen Emigranten, der nurmehr erinnernd an die eigene Kultur anschließen kann und der auf jene gemeinsame, identifikatorische Größe angewiesen scheint, bedeutungstiftend ist. Abgesehen von der Vermittlung russischer Stereotype durch den Schuldirektor Kappus, der bspw. meint, dass man russische Volkslieder nicht mit dem Banjo, wie Kokoschkin es tut, sondern mit der Balalaika spielen müsse,⁵⁷ bemüht sicher jener Kappus, den Jungen an die russische Kultur bzw. Literatur heranzuführen, von der Kokoschkin keine Ahnung hat:

„Professor Kappus schlug mir [Kokoschkin] vor, gemeinsam russische Literatur zu lesen...Der Vorschlag gefiel mir sehr. Ich fragte ihn, an welches Buch er zuerst denke. ‚An Turgenjew, Aufzeichnungen eines Jägers. Kennst Du es?‘ Ich kannte es nicht.“⁵⁸

Genauso, wie Kokoschkin nicht mit Klassikern der russischen Literatur vertraut ist und diese erst in der Emigration kennenlernt, ist Kokoschkins Vorliebe für Bunin und dessen Erzählungen eine nachträglich erworbene, die nicht genuin aus Russland stammt. Wenn er der mitreisenden Deutschbaltin Olga Noborra Bunins „Erste Liebe“ vorliest und ihr zuraunt: „Sie ahnen es. Bunin. Ich ziehe Sie in meine russische Welt... Es ist das Russland im neunzehnten Jahrhundert.“⁵⁹, dann ist es kein erinnertes Russland, sondern ein imaginiertes und ein sekundär angeeigne-

57 „Man muss die Lieder zur Balalaika singen“: Schädlich, Hans Joachim: Kokoschkins Reise, S. 94.

58 Ebd., S. 96. Auch will Kappus ihn bei den gemeinsamen Literaturstunden mit Tee, dem russischen Nationalgetränk neben Vodka – versorgen, Kokoschkin zieht – ganz Kind – Ovomaltine vor. Erst später – in der Eröffnungssequenz erweist sich der alte Kokoschkin als gelernter Emigrant und bestellt Tee (Altrussische Mischung) mit Warenje Vgl. ebd., S. 9 und 96.

59 Ebd., S.127.

tes Image. Kokoschkin hat das präsovjetsche, zaristische Russland des 19. Jahrhunderts, in dem er noch gar nicht geboren war, nicht erlebt, sondern lediglich gelernt, es als das seine anzunehmen. Damit übernimmt er einen typischen Reflex der russischen Intelligencija der Emigration, die in der vorrevolutionären Zeit das „wahre“ Russland und die „wahre“ russische Kultur erkennt,⁶⁰ und speist sich so in die Gemeinschaft der Vertriebenen ein.

Wie bereits bei der „Unwissenheit“ Kokoschkins in Bezug auf Turgenev, so weiß er in Odessa natürlich auch nicht, in welchem (literatur)geschichtsträchtigen Umfeld er sich bewegt, sondern interessiert sich vor allem für die Schule vor Ort.⁶¹ Nachträglich nimmt er Odessa und die Berliner Begegnungen in ihrer kulturhistorischen Bedeutung wahr und erinnert sie nicht nur in „persönlicher“ Hinsicht, sondern auch als Teil des russischen Kollektivgedächtnisses. Kokoschkins Identität speist sich zu einem Großteil nicht aus eigenen „russischen“ Erfahrungen, sondern aus den Erinnerungsnarrativen, die die russische Emigration an Russland hat und wiedergibt.

Sie schaut mit einem bestimmten (intellektuellen, präsovjetschen) Blick auf Russland, der nicht holistisch sein kann,⁶² und den Kokoschkin erst mit der Rückkehr nach St. Petersburg abzugleichen in der Lage ist.⁶³ Dort stellt er fest, dass dies viel

⁶⁰ Vgl. bspw. der Bezug auf Aleksandr Puškin und das sogenannte „Goldene Zeitalter der russischen Literatur“ des frühen 19. Jahrhunderts durch viele Dichter der Emigration. Vgl. Lauer, Reinhard: *Geschichte der russischen Literatur. Von 1700 bis Gegenwart*. München 2000. S. 526.

⁶¹ Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 47ff. Ein ähnliches Bekenntnis in Prag: „Erst Jahre später begriff ich, wer die Leute waren, die im Prager Tageblatt geschrieben haben. Max Brod, ...Egon Erwin Kisch“: Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 135. Erneut wird sich Kokoschkin erst im Zuge der eigenen Aufarbeitung der Vergangenheit bewusst, in welchem (kultur)historischen Erinnerungsraum er sich damals bewegte.

⁶² Lübecke nutzt für das kollektive Erinnern, das nur bestimmte Narrative in den Blick nimmt, den Begriff der Erinnerungstopographie. Diese seien mit einem Netz vergleichbar. Der Blick auf eine bestimmte Erinnerungstopographie geschieht von einem Platz im Netz aus, an dem nicht sämtliche Topographien wahrgenommen werden können und die Betrachtung niemals holistisch sein kann. Vgl. Lübecke, Alexandra: *Enträumlichungen und Erinnerungstopographien*, S. 86.

⁶³ Die „Totalen Installationen“ von Il'ja Kabakov machen, wie Sylvia Sasse nachweist, diese Unmöglichkeit einer gleichzeitigen Innen- und Außenperspektive auf ein Land, eine Kultur, deutlich. Vgl. Sasse, Sylvia: *Zagraničnost' – Ausländigkeit*. In: Thun-Hohenstein,

weniger ein Ort seiner „persönlichen“ Vergangenheit ist, sondern vor allem eine (gemeinschaftliche) russische Erinnerungstopographie darstellt, die er sekundär – in der Emigration – erlernt hat und nun teilt.⁶⁴

An Kokoschkins Schicksal zeigt sich, dass er zunächst nur das Kollektivdasein der Emigration selbst als „Heimat“ und Identifikationsgröße haben konnte. Sein Zuhause wird das kollektive Nicht-Zuhause, der Zustand der Unverortetheit, den er mit Millionen Emigranten teilt, mit dem Unterschied, dass Kokoschkin überhaupt niemals richtig verortet oder verwurzelt gewesen ist.⁶⁵ Er überbrückt diese Lücke, indem er eine russische Pseudoverwurzelung generiert (und diese durch das Umfeld ein Stück weit auferlegt bekommt) und sich so als „vollwertiger“ Emigrant fühlen darf, der sich im Zustand des Verlustes von Heimat und Zuhause befindet und sich darüber auch definiert. Und wenn Kokoschkin am Ende des Romans „nach Boston. Nach Hause.“⁶⁶ fährt, dann scheint er wie befreit von jener entwurzelten, ihm ein Leben lang aufoktroierten Exilwelt, die er nach jener Reise hinter sich lässt und endlich wieder als Individuum in einem Zuhause ankommen darf. Zwar stellt auch die Ausreise in die USA eine typische Wegmarke im Leben vieler russischer Emigranten dar und ebenso der Sprachwechsel ins Englische; sie ist jedoch zumeist Endstation des Umherziehens und bietet damit die Chance, dem verlorenen Zuhause ein Gegenstück zu bieten und – wie bei Kokoschkin – überhaupt ein territorial verortbares Zuhause zu finden, das unabhängig vom kollektiven Umfeld der Emigration ist. Und wenn man in Schädlichs Roman kaum etwas über die Zeit in den USA findet (abgesehen von einer Episode zu Kokoschkins Anfängen in den Staaten), dann blendet der Roman sie nicht nur aufgrund der zeitlichen Divergenz von Gegenwart und Vergangenheit weitestgehend aus,

Franziska / Kissel, Wolfgang Stephan (Hrsg.): *Exklusion. Chronotopoi der Ausgrenzung in der russischen und polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts.* München 2006, S. 271–287, hier 272.

64 Vgl. zu St. Petersburg als russischem Erinnerungsort und kulturellem Narrativ grundlegend Toporov, Vladimir: *Peterburg i "Peterburgskij tekst russkoj literatury"* (Vvedenie v temu). In: Ders.: *Peterburgskij tekst russkoj literatury. Izbrannye trudy.* St. Petersburg 2003, S. 7–118.

65 Und so spricht Kokoschkin auch für seine Berliner Zeit nie davon, dass er kein Zuhause mehr hatte, wie viele andere Emigranten, sondern dass er einfach gar kein Zuhause hatte. Vgl. Schädlich, Hans Joachim: *Kokoschkins Reise*, S. 95.

66 Ebd., S. 189.

sondern auch als Teil von Kokoschkins jetzigen „reindividualisierten“ Lebens, während Petersburg, Berlin und Prag Stationen kollektiver emigrantischer Vergangenheit geworden sind.

„Suche nach Repräsentationen“? – Exil als Erinnerungsnarrativ

Mit seinem Roman zeigt Hans Joachim Schädlich die Überlagerung der kollektiven Identität eines Emigranten mit dessen persönlichem Schicksal, das darüber hinausreicht. Er zeigt, wie stark das Individuelle durch die Matrix der Emigration bestimmt wird, sodass man es durch jene Matrix kaum zu erkennen vermag. Das gilt dabei für den Protagonisten selbst, aber vor allem für Außenstehende sowohl im Roman (u.a. Noborra, Kappus) als auch auf der metaliterarischen Ebene, nämlich für den Leser. Mit der Konzentration des Romans auf die Wiederbelebung der Hochphase der russischen Emigration im Berlin der 1920er nimmt man alles durch jene Brille wahr – die kollektive Verlusterfahrung, die gemeinschaftliche Erinnerungskultur, usw. Dass für Kokoschkin eine Verlusterfahrung und Erinnerungskultur in dieser Form nur bedingt existierte und nachträglich aufoktroiyert wurde, ist leicht zu übersehen. Er hatte nicht einmal ein wirkliches Zuhause und eine Kultur, die er hätte verlieren können.

Damit könnte Kokoschkin das „Nicht-Zuhause“ zur Lebensmaxime geraten, das kulturell, national und sprachlich zerfasert ist. Genau in dieser Konstellation kann aber auch Kokoschkins Leben als ein „Überall-Zuhause“ verstanden werden: Es ist ein transkulturelles (transnationales), das sich nondualistisch in unterschiedlichen kulturellen Kontexten bewegt, ohne eine konkrete „Ausgangskultur“ zu besitzen, worin es sich von dem vieler Emigranten unterscheidet.⁶⁷ Kokoschkins „Ausgangskultur“ ist das national und kulturell Diffuse. In diesem Sinne wird seine Vita als kosmopolitisch und global denkbar, die national-kulturelle Provenienzen immer wieder überschreitet und nur anteilig spiegelt.⁶⁸ Dabei greift das

⁶⁷ Vgl. hierzu erneut den Begriff vom „transkulturellen Migranten.“ bei Kliems, Alfrun: Transkulturalität des Exils und Translation im Exil, S. 35.

⁶⁸ Heinrich Schmitz findet hierfür den Begriff der „Patchwork-Identität“. Vgl. Schmitz, Helmut: Einleitung: Von der nationalen zur internationalen Literatur. In: Ders. (Hrsg.): Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Amsterdam / New York 2009, S. 7–15, hier S. 8.

Konzept des sogenannten „Dritten Raumes“ von Homi Bhabha nur bedingt, der zwar davon ausgeht, dass man als Emigrant im kulturellen Dazwischen lebt, dass es aber eine finite Ausgangs- und Zielkultur gibt,⁶⁹ während bei Kokoschkin sehr früh ein Lebensentwurf des Dazwischen angelegt ist. Damit tritt auch das vor allem für migrantische Schriftsteller virulente und von Alexandra Lübcke postulierte Element des Lebensentwurfs der „Suche nach Repräsentation“ bei Kokoschkin in variiertes Form auf. Die Suche nach Repräsentationen der eigenen Herkunft in der Zielkultur, ist dort kaum wiederzuerkennen. Vielmehr nimmt er Bestandteile mehrerer Kulturen, wie u.a. die Sprache, in sich auf.

Kokoschkins heterogene „Herkunft“, seine Heimat im „Nicht-Zuhause“ bestimmt sich als Wechseln zwischen politischen, kulturellen und philologischen Systemen, das sich einem fixen Anfangs- und Schlusspunkt widersetzt. Kokoschkins Vita präsentiert vielmehr sich als ein Netz, das Alexandra Lübcke „Erinnerungstopographie“ nennt,⁷⁰ in dem – unüberschaubar – diverse kulturelle und „nationale“ Kontexte sich überlagern, miteinander verbunden und in eine globale Matrix überführbar sind. Dabei geraten unterschiedliche dieser Kontexte mal mehr mal weniger in den Blick, sie sind dennoch immer alle präsent und partizipieren an Kokoschkins Identität. So fokussiert der Roman die russisch-emigrantischen Topographien, blendet jedoch amerikanische weitestgehend aus. Damit fällt bei Kokoschkin auch der Status des Exils zum Teil in sich zusammen, das ihm „beigebracht“ bzw. ihn „gelehrt“ wurde. Vielmehr wird es für Kokoschkin zu einer weiteren (unter vielen) Koordinate im erinnerungstopographischen Netz. Das Exil wird damit selbst zu einem Erinnerungsnarrativ, das Kokoschkin auf seiner Reise noch einmal in den Blick nimmt, um es am Ende endgültig aus den Augen zu verlieren.

Und dass das russische Exil auch auf der metaliterarischen Ebene einen literarischen Gemeinplatz, eine Art Narrativ des 20. Jahrhunderts darstellt, zeigt sich an der von Schädlich vorgenommenen dokumentativen Beschreibung des historischen russischen Exils (in Berlin), das sofort in all seinen Facetten vom Leser

69 Vgl. hierzu erneut den Artikel von Dörr, der Bhabhas Konzept in Bezug auf dieses dualistische Prinzip hinterfragt und dekonstruiert. Vgl. Dörr, Volker: ‚Third space‘ vs. Diaspora, S. 57ff.

70 Vgl. Lübcke, Alexandra: Enträumlichungen und Erinnerungstopographien, S. 86.

wiedererkannt wird. Wie detailliert der Deutsche Schädlich ein Stück russischer Kultur- und Erinnerungsgeschichte übernommen und sich angeeignet hat, deutet auf ein nationen- und kulturüberschreitendes Verständnis von Exil und dessen komplexen Zuweisungsgeflechts hin, das um Identität und Selbstverständnis gewoben ist. Mit „Kokoschkins Reise“ deutet Schädlich ein globalisiertes, transkulturelles Verständnis der russischen Emigration an, an der nahezu das gesamte 20. Jahrhundert teilhat und die als vermeintlich nationales Erinnerungsnarrativ dennoch ein Stück weit erlernbar ist.

Titel: Exil

Eine Zeitschrift des Exils: Die Zeitschrift für Sozialforschung (1932-1941/42)

Kritische Theorie im Exil

Gregor-Sönke Schneider

Leibniz Universität Hannover, Institut für Soziologie

E-Mail: Schneider83@gmx.net

Abstract

When the *Institut für Sozialforschung* escaped 1933 from Frankfurt am Main because the National Socialists took power in Germany, the scientists around the director of the institute – Max Horkheimer – brought along a whole journal to their new home: the *Zeitschrift für Sozialforschung*. In this journal they evolved the beginning of a critical theory of society which later should be famous as Critical Theory or Frankfurt School. According to that Critical Theory is also a product of exile. The most important essays in which Critical Theory was developed were written for the *Zeitschrift* during the exile. But the *Zeitschrift für Sozialforschung* played an additional role in view of upcoming fascism in Europe by helping another escaped scientists. This journal offered the chance to publish and to earn money in exile. The institute and its periodical supported and helped a huge number of people who fled from fascism.

Schlüsselwörter

Kritische Theorie, Zeitschrift für Sozialforschung, Institut für Sozialforschung, Exil, USA, Flucht, Emigration

Menschen gingen und gehen ins Exil. Das ist leider nichts Neues. Dies traf auch auf die Mitarbeiter des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt a.M. zu, die unmittelbar nach der Machtübernahme der Nazis 1933 aus Deutschland fliehen mussten. Doch mit dem Kreis um Max Horkheimer, dem neben Friedrich Pollock, Leo Löwenthal, Erich Fromm, Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno und – in geringer Distanz – Walter Benjamin angehörten, ging auch eine ganze Zeitschrift mit ins Exil: die *Zeitschrift für Sozialforschung* (*ZfS*), die zwischen 1932 und 1941/42 erschien.

In der Geschichtsschreibung der Kritischen Theorie der 30er/40er Jahre – der Zeit ihres Exils – geht diese Schriftenreihe nicht selten etwas unter, angesichts der anderen Arbeiten, die der Kreis um Horkheimer im Exil hervorbrachte. Doch gerade die *ZfS* ist als Literatur des Exils zu begreifen. Die epochalen Schriften der 40er-Jahre – allen voran die *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno, aber auch *Eclipse of Reason* (Horkheimer) und *The Authoritarian Personality* aus dem Gemeinschaftsprojekt *Studies in Prejudice* mit dem American Jewish Committee – geraten öfter ins Zentrum der Aufmerksamkeit, während die Arbeiten im Rahmen der Zeitschrift vergleichsweise blass bleiben. Doch ohne die Zeitschrift wäre eine Kritische Theorie undenkbar gewesen, denn sie stellte jenes Forum der kritischen Theoretiker dar, das knapp zehn Jahre – die meiste Zeit davon im Exil –, für die Mitglieder des Instituts den Fluchtpunkt theoretischen Denkens darstellte. In der Zeitschrift wurde die Kritische Theorie überhaupt erst entwickelt. Alle grundlegenden, programmatischen Aufsätze, die erst Jahrzehnte später getrennt voneinander und peu à peu veröffentlicht werden sollten, waren gemeinsam im Rahmen der Zeitschrift erarbeitet und publiziert worden. Die *Zeitschrift für Sozialforschung* war für eine überindividuelle Kritische Theorie der Gesellschaft, wie sie von Max Horkheimer in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts angestrebt wurde,¹ konstitutiv.

Das Kolorit der Zeitschrift ist ein vom Exil geprägtes. Nicht nur, weil sie zu einem aus Deutschland geflüchteten Institut gehörte. Geflohene Wissenschaftler aus ganz Europa veröffentlichten dort ihre Schriften. Die Autorenschaft blieb keineswegs nur den Mitarbeitern des Instituts vorbehalten. Ganz im Gegenteil: Die

¹ Vgl. Claussen, Detlev: Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie [2003]. Frankfurt a.M. 2005, S. 158.

Zeitschrift war geradezu eine Anlaufstelle für Flüchtlinge vor dem Faschismus, die für sie nicht nur wissenschaftliche Bedeutung hatte, sondern auch für viele eine lebensgeschichtliche. Es war gang und gäbe, dass neben deutschsprachigen Arbeiten auch englisch- und französischsprachige abgedruckt wurden.

Die Geschichte der *Zeitschrift für Sozialforschung* ist verbunden mit der Erfahrung von Flucht und Exil. Erst im Schweizer Exil und schließlich in die USA geflohen, fanden das Institut und die Zeitschrift in New York eine neue Heimat, blieben aber mit ihren Zweigstellen in Europa verbunden. Dennoch sollte die amerikanische Erfahrung eine für die Kritische Theorie entscheidende werden.

Ein Institut und seine Zeitschrift flieht

Die Gründung der *Zeitschrift für Sozialforschung* ist unweigerlich mit dem Namen Max Horkheimer, dem Begründer der Kritischen Theorie, verbunden. Dieser übernahm 1930/31 das Direktorat des 1923 gegründeten und 1924 offiziell eröffneten Instituts für Sozialforschung in Frankfurt a.M.² Dem Antritt des neuen Direktors folgte unmittelbar die Gründung der Zeitschrift, die als „Stimme des Instituts“³ fungieren sollte.⁴ Der erste Jahrgang 1932 und das erste Heft von 1933 erschienen noch in Deutschland, doch mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten war die weitere Herausgabe und Veröffentlichung unmöglich. Als jüdische, linke Intellektuelle war der Horkheimer-Kreis den Nazis ein Dorn im Auge. Bereits seit 1930, als sich der politische Wandel abzeichnete, bereitete das Institut die Emigration vor.⁵ Im Frühjahr 1933 flohen die Mitglieder und damit auch ihre Zeitschrift nach Genf, wo das Institut eine Zweigstelle eröffnet hatte.⁶ Nachdem Löwenthal am 2. März als Letzter der Gruppe Frankfurt a.M. verlassen hatte, wurde drei Tage später das Institutsgebäude von der SA besetzt.⁷ In der Schweiz

2 Vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923-1950* [1973], Frankfurt a.M. 1981, S. 28f., S. 44.

3 Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 45.

4 Vgl. ebd., S. 44.

5 Vgl. Löwenthal, Leo: *Mitmachen wollte ich nie. Ein autobiographisches Gespräch mit Helmut Dubiel*. Frankfurt a.M. 1980, S. 67.

6 Vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 48f; vgl. Löwenthal, Leo: *Mitmachen wollte ich nie*, S. 67f.

7 Vgl. Löwenthal, Leo: *Mitmachen wollte ich nie*, S. 70.

wurden weitere Zweigstellen in London und Paris ins Leben gerufen. In der französischen Hauptstadt stellte Célestin Bouglé, ein ehemaliger Schüler von Émile Durkheim, den Kontakt zum Verlag Félix Alcan her, so dass die ZfS auch im Exil weiter veröffentlicht werden konnte.⁸ 1934 ging der Kreis um Horkheimer in die USA. Das Institut hatte in New York City auf Einladung der Columbia University ein Haus auf dem Campus bezogen, in dem die Arbeit an der Zeitschrift fortgesetzt werden konnte.⁹ Alice Maier, damals eine Sekretärin am Institut für Sozialforschung, beschreibt die räumliche Situation in New York:

„Das Haus 429 West 117th Street in New York, in dem wir arbeiteten, war früher ein Privathaus, das auf jedem Stockwerk zwei Zimmer hatte. Im Parterre gab es überhaupt kein Zimmer, sondern nur die Küche und einen Raum, in dem unsere Mrs. Murdoch wohnte, die Frau, die das Haus sauber gemacht und auf alles aufgepaßt hat. Im ersten Stock hatte Marcuse das Zimmer nach vorne und Neumann das Zimmer nach hinten gehabt. Im zweiten Stock saß Pollock im vorderen und Löwenthal mit der Redaktion der Zeitschrift im hinteren Zimmer. Herr Horkheimer arbeitete im vierten Stock im vorderen Zimmer und wir Sekretärinnen saßen auch im vierten Stock in dem anderen Zimmer. Dann gab es noch oben im Dachgeschoß drei oder vier kleinere Zimmer, von denen eines mein Mann und eines Otto Kirchheimer gehabt haben.“¹⁰

In der Emigration erschwerte sich die Herausgabe der *Zeitschrift*, weil sich die Verlagszugehörigkeit mit der Übersiedelung nicht geändert hatte. Verbunden damit war nun ein immenser Zeitdruck, um der neuen Situation gerecht werden zu können. Löwenthals Schilderung zur Herausgabe der *Zeitschrift* vermittelt ein genaues Bild:

„Eines der wichtigsten Dinge in New York war die nun etwas komplizierte Herausgabe der Zeitschrift. Sie wurde weiter bei Alcan in Paris verlegt, und somit war es recht wichtig, daß immer die Kopien und Korrekturen rechtzei-

8 Vgl. ebd., S. 70f.; vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 49f.

9 Vgl. Löwenthal, Leo: *Mitmachen wollte ich nie*, S. 72; vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 59.

10 Erd, Rainer (Hrsg.): *Reform und Resignation. Gespräche über Franz Neumann*. Frankfurt a.M. 1985, S. 99.

tig nach Paris kamen. Ich sehe mich heute noch oft spät in der Nacht zum Postamt mit dem Auto fahren, damit die Kopien rechtzeitig die ‚Ile de France‘ oder ein anderes Schiff erreichten. Eine Flugverbindung gab es ja noch nicht.“¹¹

Darüber hinaus existierten die Niederlassungen des Instituts in Paris (bis Kriegsausbruch), Genf und London (bis 1936) auch nach der Übersiedelung in die USA weiter.¹² Mit den Mitarbeitern der jeweiligen Büros musste korrespondiert werden. Am Tag des Redaktionsschlusses wurde bis tief in die Nacht bzw. bis in die Morgenstunden hinein gearbeitet, um eine pünktliche Veröffentlichung zu garantieren. So erzählt Alice Maier rückblickend:

„Ich arbeitete mit Dr. Löwenthal an der Veröffentlichung der Zeitschrift, also der ganzen Korrespondenz, die wegen der Artikel geführt werden mußte. Ich führte die Kartei über die Besprechungen der verschiedenen Bücher, wer sie bekam, wann er sie bekam usw. Da gab es sehr viel Detailarbeit zu tun. Und wenn die Zeitschrift dann fertiggestellt war, wurde das Konzept noch einmal besprochen, und wir waren alle damit beschäftigt. In der Nacht, in der das letzte Schiff nach Paris abging, wo die Zeitschrift gedruckt wurde, haben wir alle bis 4.00 Uhr morgens durchgearbeitet.“¹³

Mit der Übersiedelung in die USA nahm das Ausmaß an Arbeit noch zu, da der Kontakt zu den Büros des Instituts in Paris, Genf und London aufrecht erhalten werden musste. Dies erforderte eine ständige Koordination und Absprache zwischen den Standorten in New York City und Europa. So berichtet Löwenthal, der in der Geschichte der *Zeitschrift für Sozialforschung* als „geschäftsführender Redakteur“¹⁴ eine besondere Rolle einnahm, Horkheimer über die damit verbundenen Schwierigkeiten:

„Der technische Teil des Besprechungsapparats ist jetzt in New York und offenbar auch in Genf so verfeinert, daß ich mein Versprechen wiederholen zu

11 Löwenthal, Leo: Mitmachen wollte ich nie, S. 72.

12 Vgl. Jay, Martin: Dialektische Phantasie, S. 143.

13 Erd, Rainer (Hrsg.): Reform und Resignation, S. 99.

14 Löwenthal, Leo: Mitmachen wollte ich nie, S. 90.

können glaube, daß grobe Irrtümer in Zukunft völlig ausgeschlossen sind. An dem Durcheinander in Frankreich trifft mich, soweit ich sehe, kaum eine Schuld; meine Listen sind bis zu dem jetzt erfolgten Eingreifen nie durchgearbeitet, ja offenbar nicht einmal gelesen worden. Das wird wohl jetzt nicht mehr vorkommen; das Hauptproblem scheint mir jetzt das zu sein, daß das B.P. (Büro Paris) nicht wahllos Bücher vergibt, deren Titel wir mitteilen, sondern nachprüft, ob diese Bücher auch besprechenswert sind.“¹⁵

Somit wurde eine Zeitschrift, die ihr Publikum vorwiegend in Europa hatte, in den USA organisiert. Angesichts der Rahmenbedingungen der 30er/40er – insbesondere der technischen und infrastrukturellen – war dies mit einem ungeheuren Aufwand verbunden.

Kritische Theorie und *Zeitschrift für Sozialforschung*

Die Konzeption der Kritischen Theorie vollzog sich hauptsächlich im Rahmen der *Zeitschrift für Sozialforschung*, die fast die gesamten 1930er Jahre zum *Institut für Sozialforschung* gehörte. Die *Zeitschrift* war für die Entwicklung einer Kritischen Theorie der Gesellschaft durch ein Kollektiv unersetzlich. Sie war das „Herzstück der Kritischen Theorie“,¹⁶ wie Detlev Claussen es kürzlich treffend formulierte. Horkheimers Aussagen bestätigen dies. 1970 hat er von der Kritischen Theorie, „unsere ursprüngliche kritische Theorie, wie sie in der *Zeitschrift für Sozialforschung* weitgehend niedergelegt ist“¹⁷ gesprochen und die Frage, ob die *Zeitschrift* als „Keimzelle der kritischen Theorie“ zu bezeichnen ist, bejaht.¹⁸ Es existierten auch diverse andere Projekte wie z.B. die *Studien über Autorität und Familie*, doch die *Zeitschrift* war stets der Mittelpunkt im Institutsleben. Davon

15 Brief von Löwenthal an Horkheimer vom 24.01.1936. In: Löwenthal, Leo: Schriften 4. Judaica, Vorträge, Briefe. Frankfurt a.M. 1984, S. 197.

16 Claussen, Detlev: Einheit in der Differenz – Marcuse und Adorno als kritische Theoretiker. In: Voigts, Hanning. Entkorkte Flaschenpost. Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno und der Streit um die neue Linke. Berlin 2010, S. 7–17, hier: S. 13.

17 Horkheimer, Max: Kritische Theorie gestern und heute [1970]. In: Horkheimer, Max: Gesellschaft im Übergang. Aufsätze, Reden und Vorträge 1942–1970. Frankfurt a.M. 1981, S. 162–176, hier: S. 164.

18 Vgl. Horkheimer, Max: Zum Tode Adornos. Gespräch mit Bernhard Landau [1969] In: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften. Band 7. Vorträge und Aufzeichnungen 1949–1973, Frankfurt a.M. 1985, S. 284–288, hier: S. 286.

zeugen zwei große Berichte zur Arbeit des Instituts von 1938 und 1944, in denen über die *ZfS* stets als erstes berichtet wird, wenn es um den Stand der Veröffentlichungen geht.¹⁹ Ausdrücklich heißt es im Bericht von 1938: “Since the *Zeitschrift* is the central organ of the Institute”.²⁰

Alle wichtigen Arbeiten, auf denen die Kritische Theorie aufbaut, wie Horkheimers *Geschichte und Psychologie*²¹, *Traditionelle und kritische Theorie*²² und der gemeinsam mit Marcuse verfasste Nachtrag *Philosophie und kritische Theorie*²³, sowie dessen Aufsatz *Über den affirmativen Charakter der Kultur*²⁴, oder Fromms bahnbrechende Arbeit *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie*²⁵, Löwenthals literatursoziologische Arbeiten²⁶ und Adornos Essays über Musik²⁷ wurden in der *Zeitschrift für Sozialforschung* veröffentlicht.

19 Vgl. International Institute of Social Research: A Report on its History, Aims and Activities 1933–1938. New York 1938, S. 8–18; vgl. Institute of Social Research: Ten Years on Morningside Heights. New York 1944, S. 4f.

20 International Institute of Social Research: A Report on its History, Aims and Activities 1933–1938, S. 8.

21 Vgl. Horkheimer, Max: *Geschichte und Psychologie* [1932]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 1: 1932. München 1980 Reprint, S. 125–144.

22 Vgl. Horkheimer, Max: *Traditionelle und kritische Theorie* [1937]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 6: 1937. München 1980 Reprint, S. 245–294.

23 Vgl. Horkheimer, Max / Marcuse, Herbert: *Philosophie und kritische Theorie* [1937]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 6: 1937. München 1980 Reprint, S. 625–647.

24 Vgl. Marcuse, Herbert: *Über den affirmativen Charakter der Kultur* [1937]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 6: 1937. München 1980 Reprint, S. 54–94.

25 Vgl. Fromm, Erich: *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischen Materialismus* [1932]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 1: 1932. München Reprint 1980, S. 28–54.

26 Vgl. Löwenthal, Leo: *Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur* [1932]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 1: 1932. München 1980 Reprint, S. 85–102; vgl. Löwenthal, Leo: *Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung* [1933]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 2: 1933. München 1980 Reprint, S. 34–62; vgl. Löwenthal, Leo: *Knut Hamsun. Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie* [1937]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 6: 1937. München 1980 Reprint, S. 295–345.

27 Vgl. Adorno, Theodor W.: *Zur gesellschaftlichen Lage der Musik* [1932]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 1: 1932. München 1980 Reprint,

Das gleiche gilt für Walter Benjamins berühmten Aufsatz *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, der – was kaum einer weiß – zuerst in der *ZfS* auf französisch abgedruckt wurde.²⁸ Die Rolle der *ZfS* in der Genese der Kritischen Theorie hebt Löwenthal rückblickend hervor, wenn er sagt: „Die Zeitschrift enthält die kritischen Programme der Gründungsväter, wenn ich sie so nennen darf, über Philosophie, Ökonomie, Psychologie, Musik und Literatur.“²⁹ Die *Zeitschrift* stellte, wie Löwenthal treffend ausdrückte, das „Sprachrohr der kritischen Theorie“³⁰ dar. Die *Zeitschrift* wurde der anti-institutionelle Rahmen der Kritischen Theorie in den 30er Jahren.

Eine Zeitschrift für Flüchtlinge

Die Zeitschrift des Instituts war in erster Linie eine Zeitschrift für Flüchtlinge vor dem Faschismus, die sich in Europa oder bereits in Amerika befanden. Ein Blick ins Autoren- und Rezensentenverzeichnis lässt auf nichts anderes schließen. Es finden sich Namen wie Marie Jahoda, Fritz Karsen und Adolf Löwe. Karl Landauer, der in Europa auf der Flucht war und 1945 im KZ Bergen-Belsen zu Tode kam,³¹ kam in der Zeitschrift unter, genauso wie Paul Tillich, der in den 20er/30er Jahren an der Frankfurter Universität den Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie innehatte und später in Harvard Professor werden sollte³². Doch nicht nur die Autoren waren überwiegend Europäer. Die *ZfS* richtete sich zunächst und lange Zeit an eine Leserschaft in ganz Europa. Dazu schreibt Horkheimer 1940 im Vorwort zur ersten komplett englischsprachigen Ausgabe: “We did not

S. 103-124 & S. 356-378; vgl. Adorno, Theodor W.: Über den Fetischcharakter der Musik und die Regression des Hörens [1938]. In: Max Horkheimer (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 7: 1938. München 1980 Reprint, S. 321–356.

28 Vgl. Benjamin, Walter: *L’oeuvre d’art à l’époque de sa reproduction mécanisée* [1936]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 5: 1936. München 1980 Reprint, S. 40–68.

29 Löwenthal, Leo: *Mitmachen wollte ich nie*, S. 77.

30 Ebd., S. 90/91.

31 Vgl. van Reijen, Willem / Schmid Noerr, Gunzelin (Hrsg.): *Grand Hotel Abgrund. Eine Photobiographie der Frankfurter Schule*. Hamburg 1988, S. 86.

32 Vgl. van Reijen, Willem / Schmid Noerr, Gunzelin (Hrsg.): *Grand Hotel Abgrund*, S. 126. Vgl. außerdem Verzeichnis der Aufsätze & Verzeichnis der Rezensenten. In: Horkheimer; Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 9: 1941. München 1980 Reprint, S. 9–13 bzw. S. 144–149.

previously publish the journal in America largely because for the last eight years most of our readers have been Europeans.”³³ Zu Recht kann man daher die *Zeitschrift für Sozialforschung* als ein „Emigrantenblatt“³⁴ bezeichnen. Ihr Charakter ist wesentlich vom Exil geprägt wie Löwenthal später betonen sollte: „In einer gewissen Weise war [...] [die] Zeitschrift für Sozialforschung eine in Trauer konzipierte und mit Hoffnung erfüllte Leistung in der Emigration.“³⁵ Der Exilcharakter der *ZfS* wird in einer von Meyer Schapiro geschilderten Begegnung zwischen ihm und Walter Benjamin deutlich. Als Schapiro 1939 Benjamin in Paris treffen sollte, waren beide sich zuvor noch nie begegnet. Die Frage Schapiros am Telefon wie sie sich denn erkennen werden, beantwortete Benjamin sinngemäß: „Das werden sie schon sehen.“ Am vereinbarten Treffpunkt sah Schapiro einen Mann, der sichtbar ein Heft der *Zeitschrift für Sozialforschung* in der Hand hielt, und verstand: Das war Benjamin.³⁶

Der Exilcharakter der *Zeitschrift* spiegelt sich in der Sprache wider. In der Emigration behielt das Institut die deutsche Sprache als Hauptsprache der *Zeitschrift* mit Ausnahme des letzten Jahrganges bei. Das Festhalten an der deutschen Sprache war kein verschrobenes Verhalten emigrierter Wissenschaftler, die sich weigerten die Sprache ihres Exils anzunehmen, sondern es war bewusst intendiert, denn die *Zeitschrift* „sollte ein lebendiger Beitrag sein zur Erhaltung der humanistischen Tradition in der deutschen Kultur, die von der Vernichtung bedroht war.“³⁷ Das Beibehalten der deutschen Sprache war eine unmittelbare Reaktion auf das nationalsozialistische Deutschland. Im Vorwort des ersten Hefts von 1937 macht Horkheimer darauf aufmerksam:

33 Horkheimer, Max: Foreword [1940]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 8: 1939–1940. München 1980 Reprint, S. 321.

34 Claussen, Detlev: Abschied von gestern. *Kritische Theorie heute* [1986]. Bremen 1987, S. 7.

35 Löwenthal, Leo: *Mitmachen wollte ich nie*, S. 98.

36 Vgl. Thompson, James / Raines, Susan / Schapiro, Meyer: *A Vermont Visit with Meyer Schapiro* (August 1991). In: *Oxford Art Journal*, Vol. 17, No. 1, S. 2–12, hier: S. 7.

37 Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 60.

„Die Zeitschrift sowie die übrigen Publikationen des Instituts sind heute eine der wenigen wissenschaftlichen Erscheinungen, die im Ausland deutsche geisteswissenschaftliche Traditionen in deutscher Sprache fortsetzen“.³⁸

In der 1934/1935 veröffentlichten Selbstdarstellung des Instituts wird dieser Aspekt hervorgehoben, wenn es im Abschnitt zur *ZfS* heißt:

“The members of the Institute realize how closely they are allied with German tradition in the social sciences; they believe that they can ill afford to lose the German heritage in their work. They have accordingly felt that they are in a position to give more to the scientific world by presenting the Institute’s periodical in the original language of its contributors”.³⁹

Die Bewahrung deutscher Kultur und Sprache war eines der wichtigsten Ziele der *Zeitschrift*. In einem Brief aus dem Jahr 1938 an den Präsidenten der Columbia University schildert Horkheimer die Folgen dieses Anspruchs für das Volumen der *Zeitschrift*, die ihrerzeit damit ein Unikat darstellte:

„Da es in Deutschland zunehmend schwieriger wird, in den Bereichen Philosophie, Geschichte und Sozialwissenschaften unabhängig zu forschen, mußten Umfang und Funktionen unserer Zeitschrift im vorigen Jahr nochmals erweitert werden. Als Redaktion des einzigen überwiegend deutschsprachigen Periodikums für diese Forschungsgebiete erhalten wir immer mehr Manuskripte nicht nur von Exilgelehrten, sondern auch von Autoren, die nach wie vor in Deutschland leben (diese Manuskripte treffen natürlich auf Umwegen ein). Mit dem erweiterten Umfang der Zeitschrift streben wir zweierlei an. Zum einem soll sie deutschen Forschern bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit und Erkenntnis helfen, zum anderen soll sie dazu beitragen, die geistige Tradition Deutschlands zu bewahren“.⁴⁰

38 Horkheimer, Max: Vorwort zum sechsten Jahrgang [1937]. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 6: 1937. München 1980 Reprint, S. 1–3, hier: S. 1.

39 International Institute for Social Research: *A Short Description of its History and Aims*. New York 1934/1935, S. 10.

40 Brief von Horkheimer an Nicholas Murray Butler vom 2. April 1938. In: Horkheimer, Max: *Gesammelte Schriften Band 16. Briefwechsel 1937–1940*. Frankfurt a.M. 1995, S. 425.

Horkheimer weist 1940 im Vorwort des ersten komplett englischsprachigen Hefts die Leser der *Zeitschrift* auf diesen bedeutenden Aspekt hin: “As most of the contributions were printed in German, the journal fulfilled its own special purpose; philosophic and scientific traditions which could no longer be pursued in Germany were continued here in their native language”.⁴¹ Auch im Institutsbericht 1944 wird dies herausgestellt. Es war eine bewusste Entscheidung zur Beibehaltung der deutschen Sprache, um damit jenen ein Forum zu geben, die aus Nazi-Deutschland geflohen sind. Exemplarisch heißt es dazu:

“The *Zeitschrift* was the only remaining independent periodical in the field of social science published in German, and as such it became an indispensable tool for all German-speaking scholars living outside of Germany. It alone still embodied a specific philosophical-scientific German tradition which had been driven underground in the country of its origin. This justified our decision to make German the main language of the journal”.⁴²

Noch Jahrzehnte später wies Horkheimer bei verschiedenen Gelegenheiten, sei es in Vorworten zu Neuveröffentlichungen, Vorträgen oder Gesprächen, auf das im Exil ausgemachte Ziel hin mit der *Zeitschrift für Sozialforschung* die deutsche Kultur und Sprache zu erhalten, die vom Nationalsozialismus zerstört wurde.⁴³ Allen Überzeugungsversuchen wurde getrotzt, weil die Beibehaltung der deutschen

41 Horkheimer, Max: Foreword [1940], S. 321.

42 Institute of Social Research: Ten Years On Morningside Heights, S. 4.

43 “Sie [die ZfS] erschien im wesentlichen auf deutsch. Wir waren der Überzeugung, deutsche Sprache sei im kleinen Kreis des Instituts besser aufgehoben als im Dritten Reich.” (Horkheimer, Max: Vorwort zur Neupublikation [1968]. In: Horkheimer, Max: Kritische Theorie. Eine Dokumentation. Band I und II. Frankfurt a.M. 1977, S. IX–XIV, hier: S. XIV); “Wir haben auch in Amerika die deutsche Sprache gesprochen und auf deutsch eine Zeitschrift veröffentlicht, weil wir sagten, das, was deutsche Kultur heißt, ist zu der Zeit des Nationalsozialismus nicht in Deutschland, sondern bei uns aufgehoben. Wir haben sie gepflegt.” (Horkheimer, Max: Kritische Theorie gestern und heute, S. 163); “Als meine Mitarbeiter und ich zusammen in New York an der Columbia-Universität waren, haben wir uns entschlossen, daß die Zeitschrift, [...], weiterhin im wesentlichen auf deutsch erscheinen sollte. [...] Unsere Ansicht war, daß deutsche Kultur bei uns in Amerika besser aufgehoben sei als bei Hitler in Deutschland.” (Horkheimer, Max: Dokumente – Stationen. Gespräch mit Otmar Hersche [1969/1974]. In: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften Band 7: Vorträge und Aufzeichnungen 1949-1973. Frankfurt a.M. 1985, S. 317–344, hier: S. 334).

Sprache in der *Zeitschrift* eine bewusste, gewillte Aktion war von der die Mitglieder des Instituts auch überzeugt waren. So Löwenthal im Rückblick:

„Da wir uns das auch finanziell leisten konnten – da war ja das Geld ein Segen –, haben wir es für unsere Aufgabe gehalten, das, was wir in Frankfurt angefangen hatten, zu bewahren und fortzubilden. Und das konnte man ja im wesentlichen nur tun, indem man die deutsche Sprache pflegte und in der deutschen Tradition fort dachte, jeder auf seinem Gebiet. [...] Das war ein ganz bewußter Schritt. Es wurde uns von den Amerikanern oft zum Vorwurf gemacht, oder es wurde uns nahegelegt: warum macht ihr denn das, warum gebt ihr die Zeitschrift nicht in Englisch heraus usw. Wie haben es absichtlich nicht getan, weil wir wirklich dachten, daß wir eine einzigartige Funktion ausübten.“⁴⁴

Flüchtlingshilfe

Die *Zeitschrift für Sozialforschung* bot anderen Emigranten und Flüchtlingen in zweierlei Hinsicht Hilfe an. Zum einen finanziell, zum anderen intellektuell.

Der Besprechungsteil in der Zeitschrift, der in seiner Geschichte die Bereiche Philosophie, spezielle und allgemeine Soziologie, Psychologie, Geschichte, Soziale Bewegungen, Sozialpolitik, Ökonomie und – wenn auch nur kurz – Belletristik aufwies, ist in seiner Funktion der Flüchtlingshilfe nicht zu unterschätzen. Allein der Umfang des von Löwenthal organisierten Rezensionsteils⁴⁵ gibt ein erstes Bild. So heißt es in der Vorbemerkung zu den Besprechungen im Eröffnungsheft:

„Seine Aufgabe ist lediglich, über Philosophie, Soziologie, Psychologie, Geschichte, soziale Bewegung, Sozialpolitik, ökonomische Theorie und auch über belletristische Werke zu berichten, soweit die Sozialforschung ein besonderes Interesse daran hat.“⁴⁶

⁴⁴ Löwenthal, Leo / Greffrath, Mathias: Wir haben nie im Leben diesen Ruhm erwartet. Gespräch mit Leo Löwenthal. In: Greffrath, Mathias: Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern. Hamburg 1979, S. 195–222, hier: S. 213/214.

⁴⁵ Vgl. Jay, Martin: Dialektische Phantasie, S. 46; vgl. Claussen, Detlev: Theodor W. Adorno, S. 346.

⁴⁶ Max Horkheimer (Hrsg.): Zeitschrift für Sozialforschung. Jahrgang 1: 1932. München 1980, S.145.

Der Raum, den die Besprechungen in der Zeitschrift einnahmen, war dementsprechend groß. Im Institutsbericht *Ten Years on Morningside Heights* wird diese Tatsache hervorgehoben: "Much space was given to the reviewing of important publications in the field of the social sciences, irrespective of the language in which they appeared". Aber was heißt das konkret? Hier ist es sinnvoll, eine einfache Rechnung anzuführen. Im dtv-Reprint der *Zeitschrift für Sozialforschung* von 1980 ist im Anhang eine Übersicht aller rezensierten Arbeiten. Sie umfasst etwa 129 Seiten. Wenn man die Anzahl der Titel auf jeder Seite auf – gering bemessen – 20 schätzt, so ergibt sich eine Zahl von 2580 Besprechungen.

Der Rezensionsteil diente aber nicht nur der wissenschaftlichen Diskussion und Information, sondern für sehr viele Flüchtlinge vor dem Faschismus – in Europa wie auch in den USA – stellte er eine Verdienstquelle dar, die mithalf das persönliche (Über-)Leben zu sichern.⁴⁷ Unmittelbar nach 1933 gab der Rezensionsteil geflohenen oder vertriebenen Wissenschaftlern ein hohes Maß an finanzieller Unterstützung.⁴⁸ Dazu gehörte nicht nur Walter Benjamin,⁴⁹ sondern auch Hans Mayer, der nach seiner Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland als Stipendiat im Genfer Büro des Instituts unterkam und nach 1945 in beiden deut-

47 Vgl. Claussen, Detlev: Theodor W. Adorno, S. 322.

48 Ebd., S. 346.

49 Im Falle Benjamins ist eine Besonderheit zu erwähnen: die finanzielle Unterstützung war nicht zwangsläufig an Veröffentlichungen in der Zeitschrift oder an anderer Stelle gekoppelt. Sie erfolgte auch unabhängig davon wie Löwenthal in einem Brief an Gershom Scholem ausführt: "Das von uns regelmäßig geschickte Geld sollte sein Leben im Exil möglich machen und war nicht ausschließlich definiert als ein Honorar für Zeitschriftenbeiträge." (Brief von Löwenthal an Scholem vom 19. September 1980. In: Scholem, Gershom: Briefe III. 1971–1982. München 1999, S. 431, Fußnote 1 zu Brief 195 von S. 210f.) Benjamin erhielt seit 1934 vom Institut eine regelmäßige finanzielle Unterstützung. Er selber schreibt dazu in einem Brief: "Von 1934 habe ich sowohl Horkheimer wie Pollock bei ihren pariser Besuchen oft und ausführlich gesprochen. In den ersten Jahren dieser Bekanntschaft bekam ich eine kleine monatliche Unterstützung vom Institut und gelegentliche außerordentliche Zuwendungen." (Brief von Benjamin an Sigmund Morgenroth vom 14. April 1939. In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften V.2. Frankfurt a.M. 1982, S. 1173–1175, hier: S. 1174); Eine ausführliche Aufschlüsselung aller Zuwendungen des Instituts an Benjamin geben Christoph Gödde und Henri Lonitz (vgl. Gödde, Christoph / Loritz, Henri: Das Institut für Sozialforschung / Gretel Adorno, Adorno und Horkheimer. In: Linder, Burkhardt (Hrsg.): Benjamin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2006, S. 92–106, hier: S. 94f.).

schen Staaten noch akademische Karriere machen sollte.⁵⁰ In den Jahren 1934 bis 1939 schrieb er 27 Rezensionen für die *Zeitschrift*.⁵¹ Während die meisten im Zusammenhang mit zwei Stipendien entstanden sind, entstammt aber auch ein kleiner Teil aus Besprechungen in der Zeit zwischen den beiden Stipendien.⁵² Weitere damals oder später prominente Flüchtlinge schrieben für den Besprechungsteil der Zeitschrift und konnten finanziell unterstützt werden wie z.B. Günther Stern (später Günther Anders), dem ersten Ehemann Hannah Arendts,⁵³ und Karl Korsch.⁵⁴ Viele weitere Flüchtlinge fanden in dem Schreiben von Rezensionen eine gern angenommene Verdienstmöglichkeit. Die materielle Hilfe ging sogar so weit, dass Besprechungen vergütet wurden, die letztlich überhaupt nicht Eingang in die Zeitschrift fanden. Rückblickend führt Löwenthal dazu aus:

„In New York war ein großer Teil meiner eignen Tätigkeit der weiteren Entwicklung des Besprechungsteils der Zeitschrift gewidmet. Dieser Besprechungsteil war unter anderem ein wichtiges Mittel, der intellektuellen Emigration finanziell zu helfen. Wenn du die Zeitschrift durchblätterst, stößt du auf viele bekannte Namen. Wir haben auch viele Rezensionen vergeben und honoriert, von denen wir wußten, daß wir sie gar nicht veröffentlichen konnten oder wollten.“⁵⁵

Nicht nur der Besprechungsteil der *Zeitschrift* war ein Mittel zur Hilfe von Flücht-

50 Vgl. Niether, Hendrik: Intellektuelle aus dem Umfeld der Frankfurter Schule in der DDR. Hans Mayer, Ernst Engelberg und Henryk Grossmann an der Universität Leipzig. In: Boll, Monika / Gross, Raphael (Hrsg.): Die Frankfurter Schule und Frankfurt. Eine Rückkehr nach Deutschland. Frankfurt a.M. 2010, S. 218–227, hier: S. 218, S. 222ff.

51 Vgl. Zeitschrift für Sozialforschung. Gesamtregister. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): Zeitschrift für Sozialforschung. Jahrgang 9: 1941. S. 1–149, hier: S. 147, Anhang .

52 Vgl. Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen I. Frankfurt a.M. 1982, S.189; Mit dem zweiten Stipendium des Instituts und einem vom Genfer Hochschulinstituts für Internationale Studien konnte Mayer das Buch *Georg Büchner und seine Zeit* verfassen, das später zum Klassiker avancieren sollte. (vgl. Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf, S. 186); Auch ohne Stipendium unterstützte das Institut Mayer finanziell (vgl. Mayer, Hans: Ein Deutscher auf Widerruf, S. 221).

53 Vgl. Claussen, Detlev: Theodor W. Adorno, S. 291.

54 Vgl. Verzeichnis der Rezensenten. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): Zeitschrift für Sozialforschung. Jahrgang 9: 1941. S.144–149; vgl. van Reijen, Willem / Schmid Noerr Gunzelin (Hrsg.): Grand Hotel Abgrund, S. 80.

55 Löwenthal, Leo: Mitmachen wollte ich nie, S. 73.

lingen, auch die Vergabe von Aufsätzen trug dazu bei. Prominentes Beispiel neben Walter Benjamin ist hierfür Ferdinand Tönnies, der mit seinem Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft* der deutschen Soziologie den Weg bereitete. Sein Aufsatz *Das Recht auf Arbeit* wurde im ersten Heft von 1935 publiziert.⁵⁶ Doch der Fokus war auf die weniger bekannten emigrierten Wissenschaftler, insbesondere die jüngeren, gerichtet, da ihnen der Zugang zum US-amerikanischen Wissenschaftsbetrieb nicht so offen stand, wie ihren älteren, bekannteren Kollegen. Im Institutsbericht von 1938 heißt es dazu:

“Because of its emigration, the Institute was faced with an additional task. Many scholars were robbed of any possibility of pursuing their studies. Better-known names were able to find university or research positions, but the conditions of the younger emigrés who had not yet become well established in the German universities became more and more perilous in spite of the wonderful hospitality of some foreign countries. Even at the cost of reducing its own scientific activity, the Institute set aside considerable funds of to help these people continue their work and thereby their intellectual existence. These funds were not given out as mere charity, but as grants for specific projects and studies. Not a few scientific works of emigré scholars have been completed and published thanks to this assistance, and valuable contributions in the tradition of German thought have thus been saved. Many of these studies were published in the cooperative volume *Autorität und Familie* or *Zeitschrift für Sozialforschung*.”⁵⁷

Sowohl veröffentlichte als auch unveröffentlichte Arbeiten zu bezahlen, war nicht selten. Sich auf einen von Löwenthal an ihn gerichteten Brief beziehend schreibt Martin Jay: „Honorarzahlungen für abgedruckte und nichtabgedruckte Aufsätze in der Zeitschrift waren ein Mittel, zu dem man immer wieder griff, um etwaige finanzielle Unterstützung ‚respektabler‘ zu machen.“⁵⁸ Hans Mayer hat beispielsweise im Zuge seines Stipendiums einen Aufsatz über die Staats- und Rechtslehre

⁵⁶ Vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 144, siehe dazu auch Fußnote Anmerkung 5 auf S. 145.

⁵⁷ International Institute of Social Research: *A Report on its History, Aim and Activities*, S. 17.

⁵⁸ Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 368 Anm. 5.

des nationalsozialistischen Deutschlands geschrieben, der letztlich nicht in der *Zeitschrift* abgedruckt wurde.⁵⁹ Gleiches gilt für einen Aufsatz über Georg Büchner, der als Teil der Leistungen für das Stipendium bestimmt war.⁶⁰ Die *Zeitschrift für Sozialforschung* trug somit dazu bei, das finanzielle Überleben von Flüchtlingen vor dem sich in Europa ausbreitenden Faschismus zu sichern.

Die Flüchtlingshilfe erstreckte sich nicht nur auf das Finanzielle. Dazu gehört auch die Bemühungen der *Zeitschrift* den Exilanten in der Emigration die wissenschaftliche Reputation zu beschaffen, die sie besonders benötigten. Die *Zeitschrift* leistete den emigrierten Wissenschaftlern Hilfe sich im akademischen Betrieb im Exil einen Namen zu machen – sei es durch Aufsätze oder Rezensionen. In einem Institutsbericht wird dies betont:

„Der Druck zum Hergebrachten ist für den, der vorwärtskommen muß, nicht leicht; zumal wenn er Gast ist und für seine ungewohnten Ideen nicht einmal einen berühmten Namen als Entschuldigung zu bieten hat. Infolge ihrer Unabhängigkeit ist die Funktion der Zeitschrift als des Organs einer deutschen theoretischen Gruppe in diesem Punkt von besonderer Bedeutung.“⁶¹

Benjamin unterstreicht 1938 in der *Zeitschrift Maß und Wert* in einem Artikel über das *Institut für Sozialforschung* den Wert ihres Publikationorgans in Zeiten des Faschismus. Mit der *Zeitschrift* konnte das intellektuelle Leben weitergeführt werden, welches in großen Teilen Europas nicht mehr geduldet und sogar verfolgt wurde. Sie diente in ihrem internationalen Charakter auch der Selbstreflexion der Wissenschaft:

„Welche Hoffnung könnten zumal die exilierten Gelehrten auf den Betrieb

59 Vgl. Brief von Mayer an Horkheimer vom 22. September 1936. In: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften Band 15. Briefwechsel 1913–1936. Frankfurt a.M. 1995, S. 635; vgl. Mayer, Ein Deutscher auf Widerruf, S. 194.

60 Vgl. Brief von Mayer an Horkheimer vom 22. September 1936, S. 635-639, Anmerkung 3 des Herausgebers; vgl. Brief von Mayer an Horkheimer vom 1. September 1937, S. 222–227, siehe auch Anmerkung 15 des Herausgebers; vgl. Brief von Mayer an Horkheimer vom 25. April 1938, S. 441, alle in: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften. Band 16.

61 Horkheimer, Max: Idee, Aktivität und Programm des Instituts für Sozialforschung [1938]. In: Horkheimer, Max: Gesammelte Schriften Band 12. Nachgelassene Schriften 1931–1949. Frankfurt a.M. 1985, S. 131–164, hier: S. 153.

setzen, da doch seine positivste Funktion, die internationalen Beziehungen unter den Forschern zu wahren, heute so vielfältig unterbunden ist. Einzelnen Zweigen der Wissenschaft, wie der Psychoanalyse, sind ganze Länder verschlossen; Lehren der theoretischen Physik sehen wir geächtet; die Autarkie bedroht den geistigen Austausch, wäre es nur aus materiellen Gründen; die Kongresse, die ihn zu unterhalten bestrebt sein mögen, sind unausgetragener politischer Spannungen voll. Die Theorie ist zum hölzernen Pfad geworden und die universitas litterarum ein neues Troja, in dem die Feinde des Denkens und der Vernunft zu entsteigen begonnen haben. Um so mehr kommt es darauf an, dem Übergewicht aktueller Verhältnisse über den Gang des Forschungsberichtes durch dessen eigene Aktualisierung entgegenzutreten. Dieses Vorhaben ist den Beiträgen der ‚Zeitschrift für Sozialforschung‘ gemeinsam.“⁶²

Den gleichen Aspekt – nur auf Deutschland konzentriert – sah auch Adorno. Er schreibt Anfang 1941 in der New Yorker Zeitschrift *Aufbau* über die *ZfS*:

„Sie dürfte auch dann noch ihre Funktion erfüllt haben, als ihre Verbreitung in Deutschland verboten war: zahlreichen Lesern gab sie das Bewußtsein, daß politische Ohnmacht nicht zugleich das Opfer des Intellekts involviert.“⁶³

Allen vor dem Faschismus geflohenen Wissenschaftlern stand die Zeitschrift offen. Mit ihr sollte der intellektuelle Nachwuchs ein Chance bekommen und gefördert werden – und das nicht nur in Europa:

„Es soll in Europa und darüber hinaus auf der ganzen Welt ein intellektueller Nachwuchs herangebildet werden, der erfährt, wie die modernsten wissenschaftlichen Methoden und Ergebnisse auf das brennendste Problem seiner Zeit angewandt werden, ein Nachwuchs, der jede Naivität in gesellschaftlichen Fragen verliert, dem man über die Gegenwart nichts vormachen kann und der einen klaren und geschärften freiheitlichen Willen hat. Diese

62 Benjamin, Walter: Ein deutsches Institut freier Forschung [1938]. In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften III. Frankfurt a.M. 1981, S. 518–526, hier: S. 520f.

63 Adorno, Theodor W.: Eine Stätte der Forschung [1941]. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften 20.2. Vermischte Schriften 2. Frankfurt a.M. 2003, S. 601–604, hier: S. 603.

Aufgabe versucht die Zeitschrift nicht bloß durch prinzipielle Artikel wie die erwähnten, sondern auch durch rein orientierende Aufsätze und vor allem durch ihren großen Besprechungsapparat zu erfüllen, in dem die gesamte einschlägige Literatur diskutiert wird.“⁶⁴

Eine neue Heimat

Man kann gar nicht oft genug darauf verweisen: Die von Max Horkheimer begründete Kritische Theorie der Gesellschaft ist erst im amerikanischen Exil entstanden. Schärfer formuliert heißt dies: keine Kritische Theorie ohne Amerika!⁶⁵ Die *Zeitschrift für Sozialforschung* fällt auch unter die amerikanische Erfahrung, denn mit der Übersiedelung nach New York fand das Institut und die Zeitschrift einen sicheren Ort, wo die Mitarbeiter um Horkheimer an einer kritischen Theorie der Gesellschaft arbeiten konnten. Die wichtigsten Aufsätze der *Zeitschrift* – mit Ausnahme des ersten Jahrgangs und des ersten Hefts von 1933 – sind in Amerika entstanden. Dies wird interessant, wenn man berücksichtigt, dass meistens von einer Frankfurter Schule gesprochen wird, wenn die Arbeiten des Instituts für Sozialforschung ins Licht gerückt werden. 1968 weist Horkheimer in einem Vorwort zur Neu-Veröffentlichung seiner *ZfS*-Arbeiten auf ihren Entstehungsort hin, indem er schreibt, dass „das Institut [...] mit der Columbia University in New York verbunden war, wo auch die meisten Aufsätze entstanden [sind]“.⁶⁶

Im Selbstverständnis des Instituts zeichnete sich langsam, aber sicher ein Wandel ab: Die USA wurden nach und nach zur neuen Heimat. Einige Monate nach seiner Übersiedelung im August 1934⁶⁷ in die USA berichtet Löwenthal seinem in Europa zurückgebliebenen Freund Siegfried Kracauer über den Fortgang des Instituts und der *Zeitschrift*. Löwenthal spricht in seinem Brief noch von einer „Zweigstelle des Instituts“⁶⁸. In einer der ersten Institutsdarstellungen in den USA

64 Horkheimer, Max: Idee, Aktivität und Programm des Instituts für Sozialforschung, S. 152/153.

65 Siehe dazu insbesondere: Claussen, Detlev / Negt, Oskar / Werz, Michael (Hrsg.): *Hannoversche Schriften 1. Keine Kritische Theorie ohne Amerika*. Frankfurt a.M. 1999; Wheatland, Thomas: *The Frankfurt School in Exile*. Minneapolis 2009.

66 Horkheimer, Max: Vorwort zur Neupublikation, S. XIII.

67 Vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 59.

68 Brief von Löwenthal an Kracauer vom 23. November 1934. In: Löwenthal, Leo / Kracauer,

tritt diese Einschätzung zutage, wenn von der “New York Branch” die Rede ist und im Briefkopf vor der New Yorker Adresse der Hinweis “American Branch” steht.⁶⁹ Auch im Vorwort zu den *Studien über Autorität und Familie* spricht Horkheimer im April 1935 noch von einer Zweigstelle.⁷⁰ Doch sollte das New Yorker Büro zum Mittelpunkt des Instituts werden. 1938 ist in einem Institutsbericht zu lesen: “The New York branch became the center of the Institute and all permanent members are now working here.”⁷¹ Sechs Jahre später heißt es rückblickend in *Ten Years on Morningside Heights*: “What was first a New York branch soon became the center of the Institute’s activities.”⁷²

Die USA wurden zur neuen Heimat der kritischen Theoretiker, was sich letztlich auf ihr Publikationsorgan auswirkte. Mit der dritten Nummer des Jahrgangs von 1939, die erst im Sommer 1940 veröffentlicht werden konnte, wurden Druck und Verlag in den USA abgewickelt. Aufgrund der Besetzung Frankreichs durch die Nazis konnte die Zeitschrift nicht mehr im Pariser Verlag erscheinen. Die europäische Lage als Ganzes tat ihr übriges. So wurde die *ZfS* – wenn auch gezwungenermaßen – in den USA heimisch, was sich auch in einer Namensänderung niederschlug. Fortan wurde die Zeitschrift komplett in Englisch als *Studies in Philosophy and Social Sciences (SPSS)* veröffentlicht.⁷³ Doch schon zuvor sahen das Institut sein neues Zuhause in Amerika. So schreibt Horkheimer im Vorwort zur ersten amerikanischen Ausgabe: “We have, consequently, decided to publish the third section of the 1939 volume in America. In any case, most of the contributors made this country their new home some years ago.”⁷⁴ Wurde Amerika zur neuen Heimat, so geriet auch die amerikanische Gesellschaft ins Zentrum der Kritischen Theorie. Hatte man die Jahre zuvor mit dem Festhalten an der deutschen Sprache betont, sich der deutschen Tradition verpflichtet zu haben, so musste man sich

Siegfried: In steter Freundschaft. Briefwechsel 1921–1966. Springe 2003, S. 84.

69 Vgl. Institute of Social Research: A Short Description of its History and Aims, S. 1, S. 8.

70 Vgl. Horkheimer, Max / Fromm, Erich / Marcuse, Herbert u.a.: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung [1936]. Lüneburg, 1987 Reprint, S. XI.

71 International Institute of Social Research, A Report on its History, Aims and Activities 1933–1938, S. 7.

72 Institute of Social Research, Ten Years On Morningside Heights, S. 3.

73 Vgl. Jay, Martin: Dialektische Phantasie, S. 202.

74 Horkheimer, Max: Foreword [1940], S. 321.

dem neuen Ziel anpassen. Daher setzt Horkheimer fort:

“Both our Institute and the publishers hoped, therefore, to help science by enabling authors to write in their own tongue. But this consideration must now be secondary to our desire to devote our work – even in its external form – to American social life.”⁷⁵

Mit dem Versinken Europas im Faschismus wurden die USA erst Recht zur neuen Heimat, weil dort die Freiheit zur intellektuellen und geistigen Tätigkeit existierte. Dem sollte auch die *Zeitschrift für Sozialforschung* Rechnung tragen. Der letzte Absatz des Vorwortes hebt dies hervor:

“Philosophy, art and science have lost their home in most of Europe. England is now fighting desperately against the domination of the totalitarian states. America, especially the United States, is the only continent in which the continuation of scientific life is possible. Within the framework of this country’s democratic institutions, culture still enjoys the freedom without which, we believe, it is unable to exist. In publishing our journal in its new form we wish to give this belief its concrete expression.”⁷⁶

Einstellung und Reanimationsversuche

Die immer schlechter werdende finanzielle Lage des Instituts Anfang der 40er Jahre⁷⁷ ließ die *Zeitschrift für Sozialforschung* nicht verschont. Im *Preface* des dritten Heftes von 1941, das verspätet im Frühjahr des darauffolgenden Jahres erschien, kündigte Horkheimer eine Veränderung des Formats an: “For the duration of the war, the “Studies” will be published as a yearbook instead of three times per annum.”⁷⁸ Doch es sollte keine weitere Ausgabe der *Zeitschrift* mehr veröffentlicht werden – sei es als Heft oder als Jahrbuch. Nach der Einstellung gab es schon 1942 die ersten Versuche, die *Zeitschrift* zu reanimieren.⁷⁹ Letzten Endes kam es nicht zu dem Jahrbuch

⁷⁵ ebd., S. 321.

⁷⁶ ebd., S. 321.

⁷⁷ Vgl. Jay, Martin: *Dialektische Phantasie*, S. 202f.

⁷⁸ Horkheimer, Max: *Preface zu No.3 [1942]*. In: Horkheimer, Max (Hrsg.): *Zeitschrift für Sozialforschung*. Jahrgang 9: 1941. München 1980 Reprint, S. 365.

⁷⁹ Vgl. Löwenthal, Leo: *Erinnerung an Theodor W. Adorno [1983]*. In: Löwenthal, Leo:

und die *Zeitschrift* wurde eingestellt. Der Gedanke einer Reanimation der *Zeitschrift* taucht nach Ende des Krieges in den Briefen der kritischen Theoretiker immer wieder auf.⁸⁰ Doch die Reanimationsversuche in den 1940er Jahren sollten scheitern. Erst in den 1950er Jahren, nachdem dem Institut nach Deutschland zurückkehrte, bekam es wieder ein Veröffentlichungsreihe. Der erste Band der *Frankfurter Beiträge zur Soziologie* war eine Festschrift für Horkheimer zu dessen 60. Geburtstag. Die Aufsätze erschienen nicht in Heftform wie es bei der *Zeitschrift* der Fall war, sondern als Jahrbuch, worüber sich Löwenthal, der nicht wie Horkheimer, Pollock und Adorno zurück nach Deutschland ging, sondern wie Marcuse in seiner neuen Heimat blieb, gegenüber Adorno positiv äußert.⁸¹ Doch Zeit und Raum hatten sich verändert. War die *Zeitschrift für Sozialforschung* in den 30er Jahren bis auf das Jahr ihrer Gründung im Exil, so war mit den *Frankfurter Beiträgen* der 50er Jahre des nach Frankfurt a.M. re-emigrierten Instituts eine neue, andere Publikationsform ins Leben gerufen, die in anderen gesellschaftlichen Konstellationen existierte.

Schriften 4. Judaica, Vorträge. Frankfurt a.M. 1984, S. 74–87, hier: S. 86.

80 Vgl. Brief von Marcuse an Horkheimer vom 6. April 1946, S. 721; vgl. Brief von Horkheimer an Marcuse vom 24. Juli 1946, S. 722, Anmerkung 2 zu Brief Nr. 732; Brief von Horkheimer an Löwenthal vom 5. Juli 1946, S. 746; Brief von Marcuse an Horkheimer vom 9. Februar 1947, S. 934, Anmerkung 3 zu Brief Nr. 794; Brief von Horkheimer an Löwenthal vom 3. Oktober 1947, S. 907; Brief von Horkheimer an Löwenthal vom 20. Mai 1948, S. 972; Brief von Horkheimer an Pollock vom 10. Juli 1948 S. 1014. alle in: Horkheimer, Max: *Gesammelte Schriften* Band 17. Briefwechsel 1941–1948. Frankfurt a.M. 1995.

81 Vgl. Brief von Löwenthal an Adorno vom 13. Dezember 1954, in: Löwenthal, Leo: *Schriften* 4, S. 178.

Titel: Exil

Gottfried Bermann Fischer und der Buchmarkt im Nachkriegsdeutschland

Ein Verleger zwischen ökonomischem Kalkül und demokratischem Beitrag

Frauke Janzen

Albert-Ludwigs Universität Freiburg, Philologische Fakultät

E-Mail: frauke-janzen@gmx.de

Abstract

This article examines Gottfried Bermann Fischer's publishing work in post-war Germany. During the early days of the Nazi period, German publisher Bermann Fischer was forced to relocate his operations abroad. After the end of the Second World War, he successfully re-established himself in Germany. One of the article's aims is to show that re-migration needs to be considered in the context of exile studies. Moreover, the article examines how Germany's democratization and economic recovery were shaped by the allied occupying powers. Their cultural and educational policies presented a variety of difficulties for German publishers, and so limited their moral and democratic ambitions. Thus, Bermann Fischer's position between economic considerations and democratic engagement will be scrutinized.

Schlüsselwörter

Gottfried Bermann Fischer, Remigration, Buchmarkt, Verlagswesen, Nachkriegsdeutschland, Kulturpolitik, Reeducation

Im Titel seiner 1994 erschienenen Autobiografie bezeichnete Gottfried Bermann Fischer sich selbst als einen „Wanderer durch ein Jahrhundert“.¹ Dabei ist die örtlich-räumliche Komponente, die das Wort „Wanderer“ evoziert, genauso intendiert wie die zeitliche Komponente, die im Wort „Jahrhundert“ anklingt. Der Verleger lebte nicht nur fast ein Jahrhundert (von 1897 bis 1995) und „wanderte“ somit durch die Zeit, sondern „wanderte“ auch durch die Lande: Geboren in Oberschlesien, zog es ihn zum Studium nach Berlin. Nach seiner Hochzeit mit Brigitte Fischer, der Tochter des Verlegers Samuel Fischer, stieg er in das Unternehmen des Schwiegervaters ein. Er führte schließlich das Verlagshaus und expandierte, beziehungsweise etablierte weitere Verlagssitze, als er nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten ahnte, dass sich der Standort Deutschland für einen pazifistisch-demokratisch orientierten und zudem jüdischen Verleger nicht halten lassen würde. So gründete er einen Sitz in Wien und pflegte geschäftliche Kontakte in die Schweiz, bis er 1938 mit seiner Frau „Tutti“ (Brigitte) und seinen drei Töchtern vor den Nationalsozialisten nach Schweden floh. Als sich die Familie nach der Besetzung Norwegens durch deutsche Truppen und aufgrund des drohenden Übergreifens des Krieges auf Schweden dort nicht mehr sicher fühlte, plante man die Flucht in die USA. Von New York aus leitete Bermann Fischer ab 1940 nun die Verlagsgeschäfte in Europa.² Mit Kriegsende stellte sich eine neue Situation ein, endlich war Europa von den Nazis befreit und man hoffte, dass sich auch die verlegerische Tätigkeit vereinfachen sollte. Nun stellte sich die Frage nach einer Rückkehr nach Deutschland.

Mit der Remigration und der Situation des Buchmarktes im Nachkriegsdeutschland beschäftigt sich der vorliegende Beitrag. Bermann Fischer fasste recht schnell den Entschluss, in sein Heimatland zurückzukehren. Seinen Wunsch und seine Absicht, mit diesem Schritt einen ideellen Beitrag zum Neuaufbau Deutschlands zu leisten, bekräftigte der Verleger in diversen Briefen, Reden und Aufsätzen. Dennoch kann sich Bermann Fischer wohl nicht völlig von wirtschaftlichen Interessen freisprechen, die ihn zu seiner Rückkehr bewogen haben. Dieser Position

1 Vgl. Bermann Fischer, Gottfried: *Wanderer durch ein Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1994.

2 Zum Leben Bermann Fischers vgl. die beiden Autobiografien des Verlegers: Bermann Fischer, Gottfried: *Bedroht - Bewahrt. Der Weg eines Verlegers*. Frankfurt am Main 1967. Bermann Fischer, Gottfried: *Wanderer durch ein Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1994.

zwischen privatem ökonomischen Bestreben und seinem öffentlichen politisch-kulturellen Einsatz, der sich anhand seiner schriftlichen Äußerungen³, seiner öffentlichen Auftritte aber auch an den von ihm verlegten Sach- und belletristischen Titeln nachvollziehen lässt, will die vorliegende Untersuchung nachgehen und sich so Bermann Fischers Motivation zur Remigration annähern.

Im Folgenden soll zunächst auf den Begriff und das Phänomen Remigration eingegangen werden. Wie wurde die Gruppe der Remigranten in Deutschland wahrgenommen und wie nahmen sie sich selbst wahr? Um diese Fragen zu beantworten, ist eine Betrachtung der kulturellen und politischen Situation im Nachkriegsdeutschland unabdingbar. Hier wird die sogenannte ‚Reeducation‘ in den Blick genommen und die Situation des Buchmarktes und Verlagswesens zwischen 1945 und 1949 betrachtet. Somit wird der Zeitraum von Kriegsende bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland und eine damit einhergehende Teilung des deutschen Buchmarktes in Ost und West zur zentralen Untersuchungsperiode. Anhand Bermann Fischers schriftlicher Zeugnisse, aber auch mithilfe eines Blickes in das Verlagsprogramm, soll sodann seinen Beweggründen für die Remigration nachgespürt und ebenso überlegt werden, inwiefern er einen Beitrag zur Reintegration von Exilliteratur auf dem deutschen Buchmarkt geleistet hat.

Remigration – ein problematisches Phänomen

„Hatten wir nicht eben noch die Bomben, die auf Deutschland fielen, als Waffen der Gerechtigkeit begrüßt? War ich nicht eben noch ein gnadenlos Vertriebener gewesen? Niemals mehr sollte mich dieser Zwiespalt der Gefühle verlassen, im Anblick dessen, was mir noch bevorstand.“⁴ Diese Worte wählte Bermann Fischer, um seinen ersten Eindruck von Deutschland bei seiner Rückkehr zu beschreiben. Aus dieser Aussage spricht deutlich die ambivalente Haltung zu seinem Heimatland, die wohl viele Remigranten mit ihm teilten.

3 Wenn im Folgenden mit den Autobiografien Bermann Fischers gearbeitet wird, geschieht dies durchaus in dem Bewusstsein um die Frage, ob beziehungsweise inwiefern schriftliche Selbstzeugnisse als historische Quelle dienen können. Sicherlich sind Bermann Fischers Aussagen in diesen Texten als subjektive Deutungen und teilweise als unzuverlässig zu hinterfragen. Daher wird versucht, die Auszüge seiner Autobiografien stets in den Zusammenhang mit anderen historischen Quellen beziehungsweise Befunden zu setzen.

4 Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 285.

Während sich die Exilforschung in den letzten Jahrzehnten etablieren konnte und einen inzwischen vorzeigbaren Kenntnisstand über das Exil nach 1933 vorweisen kann, ist die Remigration der Exilanten im Nachkriegsdeutschland bis heute ein Forschungsdesiderat oder zumindest unterrepräsentiert zu nennen.⁵ Daher soll hier ein kurzer Einblick in die Problematik des Phänomens ‚Remigration‘ gegeben werden.

Blieb auch der Großteil der vor den Nationalsozialisten geflohenen Personen nach Kriegsende im jeweiligen Exilland oder suchte eine neue Heimat in anderen Staaten, so fassten doch auch einige Exilanten den Entschluss, nach Deutschland zurückzukehren. Diese Personengruppe wird als die Gruppe der ‚Remigranten‘ bezeichnet. Sicherlich handelte es sich bei den Remigranten um eine heterogene Gruppierung, denn ihre Mitglieder gehörten etwa verschiedenen Generationen an, vertraten unterschiedliche politische Standpunkte und auch im kulturellen Feld nahmen sie divergierende Positionen ein.⁶ Es ist weiterhin zu unterstreichen, dass der Terminus ‚Remigranten‘ weniger diejenigen bezeichnet, die in den Exilländern ausgeharrt hatten und ohnehin sehnlich auf eine Rückkehr nach Deutschland warteten, als jene, „die sich in ihren Zufluchtsländern bereits akkulturiert hatten, für die eine Rückkehr also eine Wahl unter mehreren Alternativen darstellte.“⁷ Außerdem kann der Begriff ‚Remigration‘ weiter differenziert werden. So kann er entweder die direkte Rückkehr auf Dauer oder nur zeitweise bezeichnen oder, so Krohn, „die ‚ideelle Reintegration‘ von Nicht-Rückkehrern meinen“⁸. Gemeint sind hier Schriftsteller, Politikwissenschaftler und andere Intellektuelle, die zwar

5 Der aktuelle akademische Kenntnisstand zum Exil spiegelt sich in den zahlreichen Publikationen und Projekten der „Gesellschaft für Exilforschung“ wider. Besonders ihre seit 1983 von Claus-Dieter Krohn herausgegebenen Jahrbücher können, nicht nur aufgrund ihres vielfältigen Themenspektrums, als herausragender Beitrag zur Exilforschung gelten. In der Reihe ist 1991 eine der wenigen Betrachtungen zum Verhältnis von Exil und Remigration erschienen: Krohn, Claus-Dieter / Rotermund, Erwin / Winckler, Lutz & Köpke, Wulf (Hrsg.): Exil und Remigration. München 1991. Eine Übersicht aller Artikel, die bis 2010 im Jahrbuch Exilforschung erschienen sind, stellt die Gesellschaft unter <http://www.exilforschung.de/index.php?p=19> zum Download bereit. 28.09.2011.

6 Vgl. Vorwort aus Bollenbeck, Georg: Restaurationsdiskurse und die Remigranten. Zur kulturellen Lage im westlichen Nachkriegsdeutschland. In: von der Lühe, Irmela u. Krohn, Claus-Dieter (Hrsg.): Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945. Göttingen. 2005, S. 17-38, hier. S. 17

7 Vorwort aus Bollenbeck, Georg: Restaurationsdiskurse und die Remigranten, S. 7.

8 Vorwort aus Bollenbeck, Georg: Restaurationsdiskurse und die Remigranten, S. 7.

im Exilland blieben, von dort aber eine enge Verbindung zu Deutschland und dem geistigen Leben in Deutschland behielten.⁹

Trotz der unterschiedlichen individuellen Hintergründe der Remigranten lassen sich einige charakteristische Gemeinsamkeiten aufzeigen. Zunächst einte alle der Wunsch, aus dem Exil nach Deutschland zurückzukehren. Für diese Rückkehr lassen sich schließlich gemeinsame Motive finden: man trauerte der deutschen Kultur nach, man wollte wieder in der deutschen Sprache leben und nicht zuletzt wollte man am politischen Neuanfang mitwirken.¹⁰ Neben diesen ähnlichen Motiven für die Rückkehr habe es, so Bollenbeck, auch einen gemeinsamen Deutungsmodus der deutschen Heimat gegeben. Dieser habe „zwei Deutschlandbilder konturiert, nämlich ein ‚helles‘ und ein ‚dunkles‘; einerseits das Bild vom Heimatland als Ort der Muttersprache und der Kultur von Weimar und andererseits das Bild vom Terrorland als Ort der Unterdrückung, Vertreibung und Vernichtung.“¹¹

Welcher Situation sich die Remigranten (und mit ihnen die gesamte deutsche Bevölkerung) im Nachkriegsdeutschland ausgeliefert sahen, wird im Folgenden gezeigt. Welche Gegebenheiten hatte man im kulturellen Bereich hinzunehmen beziehungsweise zu überwinden und in welcher Weise griffen die Besatzungsmächte in Politik und Kultur, und somit in das Verlagswesen und die Bücherproduktion ein?

Re-education und Literaturpolitik im Nachkriegsdeutschland

„Mit der Vollendung der militärischen Besetzung des deutschen Reichsgebiets durch die Streitkräfte der gegnerischen Mächte und mit der bedingungslosen Kapitulation ging alle Gewalt in Deutschland auf diese Mächte über. Von ihrem Willen hing nun das weitere Schicksal der Deutschen ab.“¹² Die Besatzungsmächte

9 Hannah Arendt etwa verblieb in den USA und schrieb von dort ihre berühmte Analyse „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“, über die politische Kultur Deutschlands nach Kriegsende, beziehungsweise unter der Naziherrschaft.

10 Vgl. Bollenbeck, Georg: Restaurationsdiskurse und die Remigranten, S. 18.

11 Vgl. ebd., S. 19.

12 Umlauff, Ernst: Der Wiederaufbau des Buchhandels: Beiträge zur Geschichte des Büchermarktes in Westdeutschland nach 1945. Archiv für Geschichte des Buchwesens 17. Frankfurt am Main 1978, S. 30.

griffen dabei nicht nur in die Politik und die Wirtschaft Nachkriegsdeutschlands ein, sondern wurden auch im Bereich der Kultur und Pädagogik aktiv. Der Kulturbereich galt den Amerikanern bei ihrem Demokratisierungsbestreben als besonders wichtig, wie eine soziologische Untersuchung der US-Besatzungsmacht aus dem Jahre 1946 belegt. Hier heißt es:

„It can be said that no matter what rearrangements of an economic, political or geographical nature are made in an effort to eliminate German menace to peace, no settlement will be permanent nor effective unless basic changes occur in the German culture.“¹³

Bermann Fischer hatte aber wohl seine Zweifel am Einsatz der Besatzer für den deutschen Kulturbetrieb. Im einem Vortrag mit dem Titel „Die Rolle des Buches im Nachkriegsdeutschland“, den er 1948 an der Columbia University hielt, formulierte er:

„Es ist ein unverzeihlicher Fehler der Demokratie, daß sie das kulturelle Leben als Nebenfaktor dem Politischen und Ökonomischen unterordnet. [...] Wie soll ein künftiger Frieden möglich sein, mit einer Bevölkerung im Herzen Europas, der alle Mittel für unabhängige Erkenntnis und freies Wissen vor-enthalten werden.“¹⁴

Im Folgenden soll auf die Literaturpolitik der Besatzungsmächte eingegangen und dabei das Schlagwort ‚Reeducation‘ in den Blick genommen werden. Auch auf einzelne Gesetze sowie Organe der amerikanischen Besatzungsmacht soll Bezug genommen werden, zumal die amerikanischen Behörden unmittelbar mit Bermann Fischer in Kontakt traten.¹⁵

13 OMGUS, A Report on Our Problem in Germany, 1946, S. 4f., zitiert nach: Haufner, Daniel: Amerika, hast du es besser? Zur deutschen Buchkultur nach 1945. In: Jarausch, Konrad u. Siegrist, Hannes (Hrsg.): Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970. Frankfurt a.M./New York 1997, S. 387-408, hier S. 392.

14 Bermann Fischer, Gottfried: Die Rolle des Buches im Nachkriegsdeutschland. In: Lebendige Gegenwart. Reden und Aufsätze. Zürich 1987, S. 31-39, hier S. 31.

15 Bermann Fischer berichtet über ein Gespräch mit einem Berater der amerikanischen Armee Folgendes: „Schon im Sommer 1945 [...] hatte mich ein New Yorker Verleger [...] zu sich gebeten. Er fragte mich, ob ich bereit wäre, der Armee meine meine für die ‚Reeducation‘ so wichtigen Verlagsrechte zu überlassen. Man beabsichtige, sie zuverlässigen

Reeducation ist nach Karl-Ernst Bungenstab als der geistige Prozess der Demokratisierung, unterschieden von dem institutionellen, zu verstehen¹⁶. Die Frage, die schon hier anklingt und die über dem kulturpolitischen Engagement der Alliierten stand, ist letztlich paradox: „Wie verordnet man den Deutschen Demokratie und freie Meinungsäußerung?“¹⁷. Dieses Paradoxon war den Besatzungsmächten beziehungsweise den Amerikanern bewusst, doch stand der Entschluss fest, Deutschland institutionell zu demokratisieren und kulturell umzuerziehen – jeder einzelne Deutsche sollte nach Auffassung der Amerikaner letztlich die neue Demokratie tragen. Diese große strategische Zielsetzung der Alliierten erfolgte auch durch die Kontrolle der deutschen Buchproduktion.

Die viel beschworene ‚Stunde Null‘, der radikale Neuanfang nach der zwölf Jahre währenden NS-Diktatur, lasse sich für den deutschen Buchhandel, so Daniel Haufler, tatsächlich feststellen¹⁸, denn die Alliierten kontrollierten den Buchmarkt so stark wie kaum einen anderen Bereich. Im „Manual for the Control of German Information Services“ heißt es: „Book Control Policy is based on the fact that German Readers are traditionally more influenced by books than by other print media.“¹⁹. Der erste Schritt für einen Neubeginn wurde von den Besatzungsmächten sodann bereits am 12. Mai 1945 vollzogen. In den drei westlichen Zonen wurde die Nachrichtenkontrollvorschrift Nr. 1 erlassen, die die strenge Kontrolle der Alliierten über die deutsche Buchproduktion garantierte. Der zweite Punkt der Vorschrift lautet:

deutschen Verlegern unter Nachdruckslizenz zu übergeben. Ich konnte ihm auf die naive Frage nur die Gegenfrage stellen, ob er das wohl tun würde, wenn er in meiner Situation wäre. Ehrlicherweise beantwortete er sie mit nein. Aber ich erklärte mich bereit, alle Hilfe für die Rückführung dieser Werte zu leisten, wenn die Armee mich in die Lage versetzen würde, selbst über Art und Weise, auf die das geschehen solle, zu entscheiden.“
Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 269.

16 Vgl. Bungenstab, Karl-Ernst: Umerziehung zur Demokratie? Re-education-Politik im Bildungswesen der US-Zone 1945-1949. Düsseldorf 1970, S. 18.

17 Haufler, Daniel: Amerika, hast du es besser?, S. 391.

18 Vgl. ebd., S. 390.

19 SHAEF/PWD, Manual for the Control of German Information Services (12 May 1945), S. 192, zitiert nach: Haufler, Daniel: Amerika, hast du es besser?, S. 391.

„Nur auf Grund einer schriftlichen Zulassung der Militärregierung und in Übereinstimmung mit den Vorschriften solcher Genehmigung und den Bestimmungen und Anweisungen der Militärregierung wird zugelassen: (a) Das Veröffentlichen von Zeitungen, Magazinen, Zeitschriften, Büchern, Plakaten, Broschüren, Musikalien oder sonstigen Veröffentlichungen.“²⁰

Somit mussten Deutsche, die einen Verlag oder eine Buchhandlung betreiben, Bücher vermarkten oder auch nur Gedrucktes in privaten Leihbibliotheken verleihen wollten,²¹ eine Lizenz der zuständigen Besatzungsmacht beantragen. Diese Lizenzen wurden letztlich nur an solche Publizisten vergeben, die eine demokratische Gesinnung und ausreichend berufliche Kenntnisse vorweisen konnten²² und in der Regel dauerte die Überprüfung der Behörden lange Zeiträume. Somit war de facto das Tempo, „in dem die Verlagstätigkeit wieder aufgenommen wurde, weitgehend durch die Nachrichtenkontroll-Vorschriften und die Art und Weise, wie sie durch die zuständigen Militärdienststellen gehandhabt wurden, bestimmt.“²³

Der Wiederaufbau des deutschen Verlagswesens ab 1945

Die Probleme, denen sich der deutsche Buchmarkt im Jahr 1945 ausgesetzt sah, spiegeln in gewisser Weise die gesamte Lage der deutschen Wirtschaft nach Ende des Krieges wider, zumal der Buchhandel und das Verlagswesen kulturell wie wirtschaftlich in das Gesamtgeschehen verflochten waren.

In seiner Studie „Der Wiederaufbau des Buchhandels“ entwickelt Ernst Umlauff zwei Perioden des Wiederaufbaus des Verlagswesens nach Kriegsende. Die erste Phase währte von 1945 bis etwa 1948/1949. Hier begann die zunächst bescheidene Wiederaufnahme der Verlagsproduktion und des Buchhandels. Charakterisieren lässt sich diese erste Periode insbesondere durch diverse Beschränkungen, auf die nachstehend eingegangen wird. Die zweite Phase datiert Umlauff auf die Jahre 1949-1953. Bis 1953 hatten sich die Verhältnisse im Verlagswesen laut Umlauff

²⁰ <http://www.geschichte-projekte-hannover.de/filmundgeschichte/uploads/images/deutschland-nach-1945/zeitgen-kurzfilme/pdf/vorschrift.pdf>, 26.04.2011.

²¹ Vgl. Ziermann, Klaus: Der deutsche Buch- und Taschenbuchmarkt 1945-1995. Berlin 2000, S. 10.

²² Vgl. Haufler, Daniel: Amerika, hast du es besser?, S. 391.

²³ Vgl. Umlauff, Ernst: Der Wiederaufbau des Buchhandels, S. 403.

weitgehend normalisiert und die Verlagstätigkeit konnte sich zunehmend frei entwickeln. Da in der vorliegenden Betrachtung der Fokus auf der Zeit von 1945-1949 liegt, wird hier die erste Phase des Neuaufbaus der Verlagsproduktion im Nachkriegsdeutschland näher betrachtet. Dabei kann auf fünf verschiedene Momente²⁴ eingegangen werden, die die Wiederaufnahme der Verlagstätigkeit einschränkten: Personalfragen, Bestandsverluste, bürokratische Schwierigkeiten, Mangel an Betriebskapital, fehlende technische Kapazitäten für die Buchherstellung.

Das Verlagswesen ist in seiner personellen Substanz besonders stark getroffen gewesen.²⁵ Unternehmer und Mitarbeiter hatten schon während der nationalsozialistischen Herrschaft unter Berufsverboten leiden müssen, man hatte unter politischen und rassischen Gesichtspunkten in die Positionsbesetzungen der Verlage eingegriffen und so war die Personalstruktur auch nach Kriegsende weiterhin beeinträchtigt.²⁶ Zudem hatte man – wie in allen Bereichen – mit Kriegsverlusten zu kämpfen: Mitarbeiter waren gefallen oder befanden sich in Gefangenschaft. Außerdem schieden Arbeitskräfte aus, die (tatsächlich oder vermeintlich) politisch belastet waren und deren Belastungsgrad erst im Entnazifizierungsverfahren der Besatzungsmächte geklärt werden musste, bevor sie ihre Tätigkeiten wieder aufnehmen konnten. Die politische Integrität war besonders für Verleger und andere Publizisten aufgrund ihrer Einflussmöglichkeit auf die öffentliche Meinung entscheidend.

Die personellen Verluste lassen sich ebenso wenig abschätzen wie die erlittenen materiellen Verluste. Die Nationalsozialisten hatten während ihrer Herrschaft ganze Buchbestände vernichtet; weiterhin hatten bedeutende Verlagshäuser und Buchlager Bombenangriffe erlitten. Nur durch rechtzeitige Auslagerungen waren Geschäftsunterlagen, Verträge oder Archive der Vernichtung entgangen.²⁷ Ließ sich in einem Verlagsunternehmen zwar viel improvisieren, so waren die

24 Ernst Umlauff stellt ein 6-gliedriges Schema vor, das hier insofern komprimiert wurde, als dass die Punkte ‚Verlagslizenz‘ und ‚Verlagsprogramm‘ unter ‚Bürokratische Schwierigkeiten‘ fallen.

25 Vgl. Umlauff, Ernst: Der Wiederaufbau des Buchhandels, S. 402.

26 Auch Bermann Fischer musste bei seiner Rückkehr nach Deutschland feststellen: „Meine jüdischen Angestellten, die sich nicht mehr hatten herausretten können, waren alle nicht mehr am Leben.“ Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 274.

27 Vgl. Umlauff, Ernst: Der Wiederaufbau des Buchhandels, S. 402.

Bestandsverluste doch nicht zu ersetzen. Auch wenn mancher Verleger Bestände rechtzeitig ins Ausland ausgelagert hatte, gab es nach Kriegsende doch mitunter Schwierigkeiten, da die Besatzungsmächte diese nicht ausliefern ließen, weil es sich um Bücher handelte, die ihnen nicht genehm waren.

Weiterhin mangelte es den Verlagen oftmals an Betriebskapital. Ernst Umlauff beschreibt dieses Problem wie folgt:

„Schon vor der Währungsumstellung gab es Mißlichkeiten bei einigen Verlagsunternehmen, die auf falsche Einschätzung des Kapitalbedarfs, bzw. darauf zurückzuführen waren, daß die früheren kurzfristigen Finanzierungsmöglichkeiten – Kredite von Lieferanten oder vom Kommissionär – nicht mehr oder wenigstens nicht in ausreichendem Umfang zur Verfügung standen.“²⁸

Letztlich war das Verlagswesen aber vor allen Dingen mit dem Mangel an technischen Voraussetzungen für die Buchherstellung konfrontiert. Es fehlte nicht nur an Kapazitäten wie Druckstöcken, sondern insbesondere an Materialien wie Papier und Einbandstoffen. Der Mangel an Papier war das entscheidende Hemmnis für den raschen Wiederaufbau des Verlagswesens. Es herrschte ein fundamentaler Notstand, zumal das Verlagswesen nicht der einzige Papierverbraucher war; „vielmehr machten andere Wirtschaftszweige einen vordringlichen und lebenswichtigen, zudem weit größeren Papierbedarf geltend.“²⁹ Außerdem war das Verlagswesen über die Zellstoff- und Papierwirtschaft mittelbar von der Holzwirtschaft und der Energiewirtschaft abhängig, die in der allgemeinen Wirtschaft weit umfassendere Positionen einnahmen.

Als schwierig für die Westzonen erwies sich zudem, dass die beiden Zentren der Buchherstellungen, Leipzig und Berlin, in der sowjetischen Besatzungszone lagen und unter zeitweilig erschwerten Bedingungen für Aufträge aus den Westzonen zu nutzen waren. So entschied ja auch Bermann Fischer frühzeitig, sein Verlagshaus in Berlin aufzugeben und einen Verlag in Frankfurt am Main, also in der amerikanischen Besatzungszone, zu gründen.³⁰

28 Umlauff, Ernst: Der Wiederaufbau des Buchhandels, S. 404.

29 Vgl. Umlauff, Ernst: Der Wiederaufbau des Buchhandels, S. 412.

30 Sein Verlagssitz lag zwar im britischen Sektor Berlins, doch fürchtete Bermann Fischer

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Situation für Verleger im Nachkriegsdeutschland alles andere als günstig gewesen ist. „Wer im Sommer 1945 [...] in Deutschland an Buchproduktion, Büchervertrieb und Buchmarkt dachte, muß ein großer Idealist und von unbeugsamer Hoffnung gewesen sein.“³¹ schreibt Klaus Ziermann. Inwiefern dieser Satz auf Gottfried Bermann Fischer zutrifft, wird im folgenden Abschnitt erörtert.

Bermann Fischers Motivation zu einer Rückkehr nach Deutschland

„Als die neue, durch Beendigung des Krieges geschaffene Situation weittragende Entscheidungen verlangte, wußte ich, daß ich zurück nach Europa musste – und das hieß, trotz mancher innerer Widerstände, zurück nach Deutschland.“³² heißt es in Bermann Fischers Autobiografie. Trotz der beschriebenen geradezu katastrophalen wirtschaftlichen Lage des deutschen Verlagswesens nach 1945 fasste Gottfried Bermann Fischer den Entschluss, nach Deutschland zurückzukehren und seine Tätigkeit als Verleger dort wieder aufzunehmen. Welche Motive lassen sich für diese Entscheidung finden?

Will man Bermann Fischers Entschluss zur Remigration nachvollziehen und seine Gesinnung zum Zeitpunkt dieser Entscheidung verstehen, sollte bereits früher angesetzt werden. Bermann Fischers politische beziehungsweise moralische Haltung wird in vielen seiner Briefe und autobiografischen Aufzeichnungen deutlich. Nicht erst in der Zueignung, die in der neuen Auflage der „Neuen Rundschau“, die aus Anlass des 70. Geburtstags von Thomas Mann im Juni 1945 auf Anregung Bermann Fischers wieder erschien, kommt sein Engagement „für eine neue Humanität und eine neue Freiheit“³³ zum Ausdruck. Bermann Fischer bereitete sich schon ab 1943/44 auf eine Öffnung des deutschen Buchmarktes vor, die allerdings nach Kriegsende einige Zeit unerfüllt blieb. Bereits im März 1944 schrieb er an

schon frühzeitig den Kalten Krieg und erahnte somit auch Schwierigkeiten für den Standort Berlin.

31 Ziermann, Klaus: Der deutsche Buch- und Taschenbuchmarkt 1945-1995, S. 9.

32 Bermann Fischer, Gottfried: Wanderer durch ein Jahrhundert, S. 197.

33 Bermann Fischer, Gottfried: Zueignung. Widmung zum 70. Geburtstag von Thomas Mann für das erste, 1945, nach dem Krieg in Stockholm wieder erschienene Heft der ‚Neuen Rundschau‘. In: Lebendige Gegenwart. Reden und Aufsätze. Zürich 1987, S. 29-30, hier S. 29.

Hermann Broch: „Ich habe [...] beschlossen, mit dem Wiederaufbau in grossem Umfang schon jetzt zu beginnen und die Herausgabe der wichtigsten Werke in deutscher Sprache [...] schon jetzt vorzubereiten.“³⁴ Daran wird deutlich, dass Bermann Fischer seinen vom Glauben an Freiheit getragenen Einsatz für den den deutschen Wiederaufbau und den deutschen Buchmarkt bereits frühzeitig leisten wollte.

Auch in seiner Autobiografie „Bedroht – Bewahrt“ berichtet Bermann Fischer von seinen, so die Kapitelüberschrift, ersten Plänen für Deutschland. Aus diesem Kapitel spricht Fischers tiefer Hass gegen die Nationalsozialisten, gegen „die Pest des Hitlerismus“,³⁵ und er äußert hier den „Wunsch nach rücksichtsloser Ausrottung dieses weltbedrohenden Übels“³⁶. Für Bermann Fischer ging dieses Ziel Hand in Hand mit einem pädagogisch-kulturellem Wirken und so fasste er schon 1943 den Entschluss, sowohl ein deutsches Lesebuch als auch ein neues Geschichtsbuch herauszugeben, zumal man überzeugt war, dass Deutschland den Krieg bald verlieren müsste und dass anschließend ein Verbot der nationalsozialistischen Schulbücher zu erwarten wäre. Das Lesebuch sollte „die Schüler auch mit moderner Literatur bekanntmachen und ihnen Einblick in eine von Vorurteilen freie Welt vermitteln“,³⁷ und das Geschichtsbuch sollte „jungen Menschen [...] und [...] ihren jungen Lehrern die Grundlage für eine gesündere, lebensvollere Geschichtsauffassung bieten“³⁸ als die, die unter der Hitlerregierung verbreitet wurde.³⁹ Mit

34 Gottfried Bermann Fischer an H. Broch am 27. März 1944, zitiert nach: Fischer, Ernst: „... kaum ein Verlag, der nicht auf der Wiederentdeckungswelle der Verschollenen mitreitet.“ Zur Reintegration der Exilliteratur in den deutschen Buchmarkt nach 1945. In: von der Lühe, Irmela u. Krohn, Claus-Dieter (Hrsg.): Fremdes Heimatland. Remigration und literarisches Leben nach 1945. Göttingen 2005, S. 71-92, hier S. 74.

35 Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 238.

36 ebd., S. 238.

37 ebd., S. 239.

38 ebd., S. 239.

39 Für das Projekt der Weltgeschichte auf liberal-demokratischer Grundlage erarbeitete eine Gruppe von Professoren und Historikern ein Konzept, das später der Fischer Weltgeschichte der Fischer Bücherei zugrunde gelegt wurde. Die Arbeit einer ebenso eingesetzten Germanistengruppe für das neue deutsche Lesebuch wurde nicht abgeschlossen, doch die weit gediehenen Vorarbeiten dienten später dem Professor Walther Killy als Anregung zu seinem vierbändigen Werk Zeichen der Zeit, Ein deutsches Lesebuch. Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 239.

welcher moralischen Haltung Bermann Fischer dieses Projekt in Angriff nahm, zeigen folgende Zeilen:

„Es war ein ganz privater [...] Beitrag zu einer Erziehungsarbeit, die mir als eine der wichtigsten und dringlichsten Aufgaben der Zukunft erschien. Von ihrer Lösung, nicht von einer ‚Re-Education‘ des deutschen Volkes [...], von der Schaffung eines von demokratischer Gesinnung getragenen Erziehungssystems in Deutschland würde seine künftige Rolle in einem wiedererstehenden Europa und damit auch das Schicksal Europas abhängen.“⁴⁰

Diese, nach Bermann Fischer „von wahren Idealismus getragenen Pläne“⁴¹ fruchteten insofern, als dass seine Weltgeschichte nach Kriegsende tatsächlich in der französischen und britischen Besatzungszone von den Behörden in den Schulen eingeführt wurde.⁴² Die Amerikaner hingegen, denen Bermann Fischer die Schulbücher ursprünglich als Beitrag zur Reeducation zuführen wollte, lehnten diese ab.⁴³

Trotz aller Energie und seiner Bereitschaft zum Einsatz für ein demokratisches und im Geiste freies Deutschland, holten Bermann Fischer in Anbetracht der schwierigen Situation des deutschen Buchmarktes auch Zweifel und Hoffungslosigkeit ein. Geradezu resigniert begegnete er den politischen und wirtschaftlichen Einschränkungen, die das Verlagswesen bestimmten. So heißt es in seinen Erinnerungen: „Die Aktivität der deutschen Verleger war ins Leere gerichtet, beschatet von der Furcht vor dem Morgen, von mildem Optimismus zum schwärzesten Pessimismus absinkend. Ein zukunftsicheres Schaffen gab es nicht.“⁴⁴ Dennoch – Bermann Fischer setzte sich immer wieder über die Schwierigkeiten hinweg und

40 Bermann Fischer, Gottfried: *Bedroht – Bewahrt*, S. 240.

41 ebd., S. 238.

42 Dem Thema der Schulbücher und Schulbuchverlage im Nachkriegsdeutschland hat sich die Forschung bereits eingehender gewidmet. Beispielsweise in Karl-Ernst Bungenstabs bereits zitierter Untersuchung liegt der Schwerpunkt auf dieser Problematik.

43 Vgl. Nawrocka, Irene: *Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam. Der Bermann-Fischer Verlag im Exil (1933-1950). Ein Abschnitt aus der Geschichte des S. Fischer Verlages*. Diss. Univ. Wien 1998. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 53 /2000, S. 1-216, hier S. 163. Tatsächlich führten die Amerikaner Schulbücher aus der Zeit vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten ein.

44 Bermann Fischer, Gottfried: *Bedroht – Bewahrt*, S. 287.

mag, wie im Folgenden überlegt wird, auch einen Beitrag zur Reintegration der Exilliteratur auf dem deutschen Buchmarkt geleistet haben.

Bermann-Fischers Beitrag zur Reintegration der Exilliteratur auf dem deutschen Buchmarkt

Der Prozess der Wiedereingliederung der deutschen Exilliteratur in den deutschen Buchmarkt und in den deutschen literarischen Kanon nach Kriegsende ist problematisch zu nennen. Zunächst ist in diesem Zusammenhang auf ökonomische Hindernisse in Buchimport und Buchproduktion hinzuweisen, auf die bereits eingegangen wurde. Während in der sowjetischen Besatzungszone die Publikation deutschsprachiger Exilwerke systematisch angegangen wurde, insbesondere durch den 1945 gegründeten Aufbau-Verlag, galten in der britischen, französischen und amerikanischen Zone andere Rahmenbedingungen. Hier erfolgte der Wiederaufbau des Verlagswesens auf privatwirtschaftlicher Basis:

„[D]ie Verleger, denen Lizenzen erteilt wurden, hatten die Zeit vor 1945 im nationalsozialistischen Deutschland zugebracht und in aller Regel wenig oder gar keine Kenntnis von der Literatur des Exils [...]“⁴⁵

Mit diesem Sachverhalt hängt es auch zusammen, dass eine nachhaltige Pflege der Exilliteratur nur schwerlich gewährleistet werden konnte. Die Publikation wurde durch die Lizenzierung auf viele kleinere Verlage verteilt, die auf eine Durchsetzung und dauerhafte Betreuung der exilliterarischen Werke kaum vorbereitet waren.⁴⁶

Dieser Tatsache schien man sich im Hause Bermann Fischer bewusst zu sein. So heißt es in der Einführung zum „Zehnjahresbuch“, das 1948 „in Wien gedruckt, in New York redigiert, das Stockholmer Jahrzehnt des Verlags umfassend“⁴⁷ erschien:

⁴⁵ Ernst Fischer: „... kaum ein Verlag, der nicht auf der Wiederentdeckungswelle der Verschollenen mitreitet.“, S. 73.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 78.

⁴⁷ Torberg, Friedrich: Zehnjahrbuch des Verlages Bermann-Fischer 1938-1948. Wien/Stockholm 1948, S. 20.

„Immerhin sind es Geschichte und Anthologie einen sehr beträchtlichen Teils [der in der Emigration entstandenen Literatur], den der Bermann-Fischer Verlag repräsentiert. Und wenn er auch keineswegs der einzige war, der den deutschen Schriftstellern im Exil eine Heimat bot [...], – er ist, soviel sich überblicken läßt, der einzige, der mit seinen Autoren emigriert ist, der die Emigration nicht nur überstanden hat, sondern mit gewaltig angewachsenem literarischen Besitztum an seinen Ausgangsort zurückkehrte.“⁴⁸

Offenbar erkannte man das eigene Exil als wirtschaftlichen Vorteil gegenüber einer Konkurrenz, die keine spezifische Kenntnis von der Literatur des Exils, geschweige denn von den Erfahrungen des Exils haben konnte.⁴⁹ Es soll nun hinterfragt werden, inwiefern Bermann Fischer tatsächlich zu einer Reintegration der deutschsprachigen Exilliteratur auf dem deutschen Buchmarkt beigetragen hat.

Ein Projekt in diesem Zusammenhang ist das genannte „Zehnjahrbuch des Verlages Bermann-Fischer 1938-1948“. Im Vorwort zu diesem Buch, das deutlich macht an welches Zielpublikum das Werk gerichtet ist, heißt es:

„In der Absicht und hoffentlich auch in der Möglichkeit dieses Zehnjahrbuches liegt es, interessierten Lesern, – solchen zumal, die die Zeit der Finsternis an deren Ort und Stelle durchlebt haben, – Einblick zu vermitteln in eine literarische Produktion, die sich außerhalb ihrer und der Finsternis Reichweite akkumuliert hat.“⁵⁰

Tatsächlich versammelt das Buch neben Texten emigrierter deutschsprachiger

48 Torberg, Friedrich: Zehnjahrbuch des Verlages Bermann-Fischer 1938-1948, S. 19.

49 Doch so optimistisch die einführenden Worte des Zehnjahrbuchs heute anmuten – eine Reintegration deutscher Exilwerke in den Buchmarkt war nicht nur in der unmittelbaren Nachkriegszeit problematisch. Von 1950 bis 1968 hatten die Verleger nun weniger mit politischen und ökonomischen Restriktionen, als mit einer gesellschaftlichen Stimmung zu kämpfen. In diesem Zeitraum bestimmten Emigrantendebatten die öffentliche Diskussion und unter dem Eindruck dieser Zeitstimmung verzichteten Verlage auf eine allzu deutliche Kennzeichnung dieser Werke als Exilwerke. Erst mit der Studentenbewegung und der mit dieser verbundenen Entstehung einer kritischen Öffentlichkeit zwischen 1968 und 1977 wurde die Exilliteratur im Zeichen gesellschaftskritischer Positionen wieder entdeckt. Vgl. Fischer, Ernst: „... kaum ein Verlag, der nicht auf der Wiederentdeckungswelle der Verschollenen mitreitet.“, S. 79.

50 Torberg, Friedrich: Zehnjahrbuch des Verlages Bermann-Fischer 1938-1948, S. 19.

Schriftsteller auch Werke ausländischer Autoren, an deren Werken der Bermann Fischer Verlag während seiner Exilzeit die deutschen Rechte erhalten hatte (etwa Texte des US-amerikanischen Autors Ernest Hemingway, des Franzosen Antoine de Saint-Exupéry oder des Schweden Knut Hagberg). Besonders deutlich aber wird Bermann Fischers moralischer Anspruch, beziehungsweise sein Einsatz für die Exilliteratur und die exilierten Schriftsteller, wenn man einen Blick auf das gesamte Verlagsprogramm von 1938 – 1948 wirft. Hier kann zunächst festgestellt werden, dass der Großteil aller verlegten Autoren, 33 an der Zahl, deutschsprachig ist. Es handelt sich bei diesen (außer bei Arthur Schnitzler, der 1931 starb, und bei Hugo von Hofmannsthal, der 1929 starb) um zeitgenössische Autorinnen und Autoren. Außer Alexander Lernet-Holenia und Eugen Kogon waren alle diese deutschsprachigen Intellektuellen vor den Nationalsozialisten ins Ausland geflohen, also Exilliteraten. Bei Eugen Kogon handelt sich aber um eine traurige Ausnahme – der Publizist war von 1939 bis 1945 im Konzentrationslager Buchenwald interniert.

Bermann Fischers ökonomische Strategien: Die räumliche Umstrukturierung des Verlages

Es ist deutlich geworden, dass die ökonomische und die kulturpolitische Lage im Nachkriegsdeutschland Verleger und andere Publizisten vor immense Herausforderungen stellte. Wie aufgezeigt, stellte sich Bermann Fischer dieser Aufgabe mit einem großen ideellen Anspruch und Einsatz, doch dieser allein hätte seinen Verlag wohl nicht retten beziehungsweise vorantreiben können. Als Unternehmer musste er auch ökonomische Strategien ergreifen, die es nun zu beleuchten gilt. Zum einen strukturierte Bermann Fischer seinen Verlag räumlich neu, zum anderen bemühte er sich mit einer Taschenbuchreihe um eine Produktinnovation. Zunächst wird hier dargestellt, wie Bermann Fischer ein Verlagsnetz an verschiedenen Orten Europas aufbaute, um wirtschaftlich konkurrieren zu können und den schwierigen Bedingungen in Deutschland weitgehend zu entgehen und den Buchmarkt des Landes dennoch zu bedienen.

Daran dass der Bermann Fischer Verlag, der während des Krieges von Peter Suhrkamp verwaltet worden war, wieder in die Hände Bermann Fischers zurückgegeben würde, zweifelte nach Kriegsende niemand. Suhrkamp schrieb am 3. August

1945 an Bermann Fischer nach New York:

„Im übrigen warte ich täglich auf Sie, um wieder in Ihre Hände geben zu können, was wir von Herrn Fischer übernahmen, und was ich nun neun Jahre hindurch allein verwaltet und mit meiner Person gedeckt habe.“⁵¹

So machte sich Bermann Fischer an die Vorbereitungen zur Wiedereröffnung des Verlages in Deutschland, nicht ohne sich über die politische und ökonomische Lage dort bewusst zu sein. In seinen Briefen an Suhrkamp fragte er gezielt nach, ob Suhrkamp die Lizenz der „Control Commission“ für die Eröffnung oder Weiterführung des Verlages habe und wie die finanzielle Situation des Verlages, Bankguthaben und ungefähre Buchvorräte aussehe.⁵² Suhrkamp hatte als einer der ersten Verlage im britischen Sektor die Lizenz zur Weiterführung des Verlages erhalten, doch die Buchvorräte waren größtenteils verloren und das Reichsmark-Guthaben des Verlages nicht mehr viel wert.⁵³ Allerdings konnte Bermann Fischer bei seiner ersten Europareise nach Kriegsende feststellen, dass ein Teil des Buchlagers in Amsterdam wieder zugänglich geworden war.

„In der Zentralauslieferung im Allert de Lange Verlag konnten an die 6.840 Bände gerettet werden, bei der Druckerei Thime in Nijmegen waren an die 15.000 „Ausblick“-Bände erhalten geblieben.“⁵⁴

Allerdings erfuhr er auch, dass in der Amsterdamer Buchbinderei 22.050 weitere Bände von der Gestapo beschlagnahmt und vernichtet worden waren.⁵⁵ Bermann Fischer vereinbarte nun eine Zusammenarbeit mit dem Querido Verlag, dem Geschäftspartner aus der Vorkriegszeit, und erwog auch eine Verlegung des Verlags-sitzes nach Amsterdam. Dort waren die Buchherstellungspreise erheblich niedriger als in Schweden und in den Niederlanden war der Bermann Fischer Verlag fast völlig konkurrenzlos. Die dort herrschende Ablehnung gegen alles Deutsche hatte

51 Peter Suhrkamp an Gottfried Bermann Fischer am 3. August 1945, zitiert nach: Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 267.

52 Gottfried Bermann Fischer an Peter Suhrkamp am 14. September 1945, zitiert nach: Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 270.

53 Vgl. Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 271.

54 Nawrocka, Irene: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam, S. 171.

55 ebd.

sich nicht auf deutsche Bücher übertragen und so garantierte Holland Bermann Fischer einen bedeutenden Absatz für seine Produktion. Den Verlagssitz in Stockholm wollte Bermann Fischer zunächst weiter halten, um sich dort auf die zu erwartende Öffnung des deutschen Buchmarktes vorzubereiten. Damit ging aber auch die Schwierigkeit einher, keine Unterbrechungen der Auslieferung eintreten zu lassen. Tor Bonnier, der schwedische Teilhaber, zeigte sich unterdessen zunehmend resigniert. Bonnier forderte zum einen die Anwesenheit Bermann Fischers in Stockholm, zum anderen war er enttäuscht, dass nach all seiner finanziellen Unterstützung die Öffnung des deutschen Buchmarktes auf sich warten ließ und ihm das dort erhoffte Absatzgebiet versperrt blieb. Da auch Bermann Fischer sich 1948 letztlich gerne vom Verlagssitz Stockholm lösen wollte, erfolgte 1948 der endgültige Verkauf der Bonnierschen Anteile an eine in Amsterdam neu gegründete Verlagsgesellschaft, den Bermann-Fischer-Querido-Verlag.⁵⁶ Stockholm war für Bermann Fischer als zentraler Verwaltungssitz schließlich ausgeschieden, da es zu weit vom Ort der angestrebten zukünftigen Aktivitäten, Deutschland, entfernt lag.⁵⁷

Für Bermann Fischer war unter den gegebenen Umständen weiterhin klar, dass er den Verlagsstützpunkt in Wien, den er nach seiner ersten Emigration 1936 gegründet hatte, nicht aufgeben wollte; er wollte ihn im Gegenteil aus Gründen des Vertriebs reaktivieren. Ab Mitte 1946 existierte so wieder eine Bermann Fischer Verlag G.m.b.H. in Österreich.⁵⁸ Obwohl Österreich zu diesem Zeitpunkt ebenfalls von den Alliierten besetzt war, konnte man dort von einer besseren wirtschaftlichen Lage, intakten Druckereien und insbesondere von einer einfacheren Papierzuteilung ausgehen. Doch der Verlagssitz in Wien wurde nicht nur zur Produktionsstätte. Der Wiener Verlag verkaufte etwa die Bücher aus dem Amsterdamer

56 Vgl. http://www.fischerverlage.de/sixcms/detail.php?&_content_template=fv_verlag_geschichte_detail&id=39699. 20.03.2011.

57 Weiterhin fühlte sich Bermann Fischer in den Niederlanden wesentlich wohler als in Schweden. Dort hatte er sich mit der Mentalität der Menschen nicht anfreunden können. Vgl. Nawrocka, Irene: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam, S. 185.

58 Unterdessen war Bermann Fischer das amerikanische Verlagsunternehmen lästig geworden, da er sich auf seine europäische Unternehmung konzentrieren wollte. Durch einen glücklichen Zufall fügte es sich, dass er das amerikanische Verlagsbüro Ende 1945 an den Verleger A.A.Wynn verkaufen konnte. Vgl. Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 274.

Haus, denn in Holland wurde Papier größtenteils nur für Buchexporte zur Verfügung gestellt.⁵⁹ Man hatte sich also mit Wien einen weiteren Absatzmarkt, zumal deutschsprachig, erschlossen.

Da außerdem seit 1946 der in Frankfurt am Main etablierte Verlagssitz in der amerikanischen Besatzungszone existierte, konnte der Verlag als amerikanisch lizenzierte Firma amerikanisches Papier beanspruchen.⁶⁰ Wie ökonomisch raffiniert Bermann Fischer bei weitgreifenden räumlichen Umstrukturierungen kalkulierte, zeigt folgende Aussage:

„Durch diese Verteilung auf drei Länder hatte ich mir die Möglichkeit einer ausreichenden Buchproduktion, einigermaßen unabhängig von der Papierknappheit, geschaffen und die Versorgung der durch Devisen restriktionen und Transportschwierigkeiten getrennten Buchmärkte gesichert.“⁶¹

So wurde von nun an in Wien für den österreichischen, in Berlin und Frankfurt für den deutschen und in Amsterdam für den schweizerischen, niederländischen und den nord- und südamerikanischen Absatzmarkt produziert.⁶²

Das Taschenbuchprogramm – eine ökonomische Strategie wird importiert

Neben der beschriebenen räumlichen Umstrukturierung war eine Produktinnovation der entscheidende ökonomische Schachzug Bermann Fischers. Der Aufschwung des deutschen Buchhandels habe im Dezember 1946 mit einer Erfindung Heinrich Maria Ledig-Rowohlts begonnen⁶³: dem Taschenbuch. Da für Zeitungen mehr Papier zugeteilt wurde als für Bücher, entwickelte Ledig-Rowohlts zunächst Rowohlts Rotations Romane (rororo), Bücher als Zeitungen, die im Buchhandel und an Kiosken für 50 Pfennig verkauft wurden. Das Vorbild für die Taschen-

59 Vgl. Nawrocka, Irene: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam, S. 181.

60 Vgl. Gottfried Bermann Fischer an Brigitte Bermann Fischer am 18. Mai 1947, zitiert nach Nawrocka, Irene: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam, S. 181.

61 Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 315.

62 Vgl. Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 315. Die Aufgabe des Berliner Verlagssitzes ging letztlich mit der Trennung von Peter Suhrkamp einher, die hier nicht ausführlicher beschreiben werden kann und soll.

63 Vgl. Haufler, Daniel: Amerika, hast du es besser?, S. 400.

buchreihe, die Rowohlt im Anschluss entwickelte, waren die US-amerikanischen Pocketbooks, wie etwa die von Penguin aus dem Jahre 1935.⁶⁴ Zur selben Zeit wie Rowohlt plante auch Bermann Fischer ein Taschenbuchprogramm. Bermann Fischer wusste um die Pläne Rowohlts und auch, dass dieser ihm zuvorkommen würde. Ihm war aber die „ausreichende Vorbereitung“⁶⁵ für die Taschenbuchserie äußerst wichtig und er nahm Rowohlts Vorsprung in Kauf.

Schon im US-Exil hatte er für Kriegsgefangene Taschenbücher drucken lassen und auch im deutschen Buchhandel hatte Bermann Fischer bereits Ende der 1920er Jahre günstige Volksausgaben zeitgenössischer Schriftsteller angeboten. Um die Serie für die deutschen Kriegsgefangenen in den USA hatte die amerikanische Armee Bermann Fischer gebeten. Die deutschen Kriegsgefangenen in den US-Lagern stellten für Bermann Fischer eine wichtige Absatzgruppe dar, zumal sie bis dato von der Exilliteratur abgeschnitten waren.⁶⁶ Er konzipierte für diese die Reihe „Neue Welt“ aus 24 Titeln im Taschenbuchformat, die zu 25 Cent, dem damals in Amerika üblichen Preis, gehandelt werden sollten. Schon lange hatte sich Bermann Fischer, so schreibt er, mit dem amerikanischen Pocketbook, seiner Herstellungsweise und seiner Kalkulation beschäftigt.⁶⁷ In seiner Auswahl für die Kriegsgefangenenbibliothek befanden sich schließlich viele Texte deutschsprachiger Exilautoren, etwa Thomas Manns „Zauberberg“, Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ oder Arnold Zweigs „Streit um den Sergeanten Grischa“.⁶⁸

Zurück in Deutschland wollte Bermann Fischer das Taschenbuch nun salonfähig machen und es als eigenständiges Medium etablieren. Seine Strategie entspricht so dem, was heute Innovationsmanagement genannt wird und als ein wichtiger Bereich jedes Unternehmens gilt. Mit jeder Innovation geht die Unsicherheit einher, wie beziehungsweise ob das Publikum auf diese reagiert. Auch Bermann Fischer konnte sich nicht sicher sein, wie der Buchhandel und das deutsche Lesepublikum diese englisch-amerikanische Verlagsmethode aufnehmen würden. So ging Bermann Fischer ein hohes Risiko mit dem neuen Produkt ein, auch weil „der

64 Vgl. ebd., Fußnote 53, S. 401.

65 Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 327.

66 Vgl. Nawrocka, Irene: Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam, S. 163.

67 Vgl. Bermann Fischer, Gottfried: Bedroht – Bewahrt, S. 240.

68 Vgl. ebd., S. 241.

ungewöhnlich niedrige Preis eines Taschenbuchs nur durch entsprechend hohe Anfangsauslagen, also hohe Investitionen, erreicht werden kann.⁶⁹ Weiterhin war die für Taschenbücher erforderliche Bindungstechnik in Deutschland nahezu unbekannt. Somit musste zunächst eine adäquate Binderei für das Projekt gefunden werden. Tatsächlich aber wurden die Taschenbücher zum wichtigen Bestandteil des Verlagsprofils. Bis heute ist der Fischer Taschenbuch Verlag das Dach des gesamten Hauses Fischer. Im auf der Internetpräsenz vorgestellten Verlagsprofil heißt es, dass sich im Fischer Taschenbuch Verlag, wie der Idee Samuel Fischers immanent, heute wie gestern die Verbreitung von Inhalten, die Vermittlung von Literatur und nicht zuletzt die Unterhaltung mit einem niedrigen Preis in einem praktischen Format paarten und das Gesicht des Verlages prägten und ihn einmalig und unverwechselbar machten.⁷⁰

Remigration und kultureller Wiederaufbau – Schlussbemerkung

Mit der eingangs gestellten Frage nach den ideellen Ansprüchen Bermann Fischers wagte die vorliegende Betrachtung den Versuch, die demokratische und pazifistische Moral eines Menschen zu ergründen und zu bewerten. Seiner Gesinnung konnte dabei zunächst anhand seiner eigenen schriftlichen Äußerungen nachgespürt werden. In seinen Briefen und auch in seinen autobiografischen Texten klingen immer wieder demokratische und pazifistische Werte an, die er auch öffentlich bekundete. Seine Rückkehr nach Deutschland aber nur als Folge dieser Ideale zu verstehen, wäre wohl, wie die Überlegungen gezeigt haben, unzureichend. Genauso wenig kann andererseits ökonomisches Kalkül als einziger Grund für seine Remigration gesehen werden. Gerechtfertigt wird man Bermann Fischers Person und seinem Werk wohl nur, wenn man beide Pole, den ökonomischen und den idealistischen, berücksichtigt. Wichtiger als die Beweggründe für Bermann Fischers Rückkehr zu bestimmen, ist wohl die Feststellung, dass er etwa durch öffentliche Reden oder durch das Publizieren von neuen Schulbüchern in der so genannten „Stunde Null“ seinen eigenen praktischen und ideellen Beitrag zum Neuaufbau der deutschen Kulturlandschaft geleistet hat.

So wird deutlich, dass Remigration und Reintegration auf dem Buchmarkt be-

69 ebd., S. 327.

70 Vgl. http://www.fischerverlage.de/page/fischer_taschenbuch.13.03.2011.

ziehungsweise im Verlagswesen Phänomene sind, die es wert sind, von der Forschung genauer in den Blick genommen zu werden. Letztlich sind sie Teil der Exilforschung, zumal, wie aufgezeigt, diverse Denkweisen oder Meinungen der Remigranten ohne das Exil nicht existiert hätten. Ohne die für das Individuum traumatische Exilerfahrung zu schmälern oder gar zu verkennen, lässt sich in ihr durchaus ein Innovationspotential erkennen. Eine umfassendere Untersuchung dieses Phänomens, die weitere Exilanten berücksichtigen und vergleichen sollte, schiebe sich in die heutige Ausrichtung der Exilforschung ein. Im Mittelpunkt der Exilforschung stehen derzeit vor allen Dingen Fragen nach der Identität und ihrer Konstruktion im Exil und Exilwerk, sowie die Untersuchung des produktiven interkulturellen Austauschs der Exilanten und ihrer Fluchtländer.⁷¹ Diese produktive Komponente des Exils trifft auf Bermann Fischer insofern zu, als dass er in den Vereinigten Staaten das Taschenbuch kennenlernte und dieses in den deutschen Buchmarkt einführte. Auch hätte er sich ohne seine eigene Exilerfahrung wohl weniger stark gemacht für die Literatur von deutschsprachigen Exilautoren.

Eine weitere (literaturwissenschaftliche) Studie, die nun erfolgen müsste und hier leider zu umfangreich gewesen wäre, ist ein Blick auf die Texte der von Bermann Fischer im untersuchten Zeitraum verlegten Autoren. Auf einen Einsatz für Pazifismus und Demokratie deuten unmissverständlich Thomas Manns Aufsätze „Deutsche Hörer!“ oder „Achtung, Europa!“ hin und mit der Veröffentlichung des Tatsachenberichts „Der SS-Staat“ von Eugen Kogon ist eindeutig die Aufklärung der deutschen Leser über das NS-Regime intendiert. Lassen sich aber auch insgesamt, genre- und autorenübergreifend, inhaltliche Gemeinsamkeiten ausmachen, die auf eine moralische Haltung des Verlegers Bermann Fischer hindeuten?

⁷¹ Vgl. Jäger, Anne Maximiliane: Exil. In: Schnell, Ralf (Hrsg.): Metzler Lexikon: Kultur der Gegenwart. Themen und Theorien, Formen und Institutionen seit 1945. Stuttgart/Weimar 2000, S. 136-138, hier S. 138.

Autorenverzeichnis

Frauke Janzen, B.A., geb. 1987, Bachelorstudium der Europäischen Medienkultur in Weimar und Lyon / Frankreich; seit 2010 Masterstudium der Europäischen Literaturen und Kulturen in Freiburg; hat gerade ihre Masterarbeit zum Thema „Zwischen Erinnerung und (Re)konstruktion; Flucht und Vertreibung in der deutschen Gegenwartsliteratur“ beendet; Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Migration, Exil und Erinnerung.

Harald Kleinschmidt, Prof. Dr., lehrte seit 1980 an der Universität Stuttgart und seit 1989 in Tsukuba/Japan Geschichte und Theorie der Internationalen Beziehungen; lehrt seit 2000 in Tokyo.

Clara Sacchetti, PhD ist Postdoctoral Fellow am The Frank Iacobucci Centre for Italian Canadian Studies an der University of Toronto (Canada). Sie ist außerdem Adjunct Professor für Philosophie und aig+c Research Fellow an der Lakehead University (Canada). Sie erhielt ihren Dokortitel in Sozialanthropologie von der York University, Toronto für Forschung über die diskursive und widersprüchliche Natur der italienisch-kanadischen Identität in Nordwest-Ontario. Ihre Forschungsinteressen umfassen feministische Theorie, Identität, und kulturelle Fragestellungen im Kontext der Globalisierung.

Gregor-Sönke Schneider, Dipl.-Sozialwiss., geb. 1983, 2004-2008 Studium der Sozialwissenschaften (Soziologie, politische Wissenschaft, Psychologie und Jura) in Hannover; seit 2009 Doktorand am Institut für Soziologie der Leibniz Universität Hannover; arbeitet gegenwärtig an einer Dissertation über Leo Löwenthals Beitrag an der Kritischen Theorie.

Katja Wiebe, Dr. (Slavische Philologie); arbeitet derzeit als Lektorin für slavische und baltische Kinder- und Jugendliteratur an der Internationalen Jugendbibliothek München. Zu ihren Forschungs- und Arbeitsschwerpunkten gehören die russischen Lyrik der Moderne, die slavische Kinderlyrik, Sportdarstellungen in der Literatur sowie Intermedialität.

Neben ihrer Veröffentlichung zum Norden-Diskurs („Kristallisationen von Nördlichkeit in der russischen Literatur am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts“) und mehreren Artikeln zur russischen Moderne fungiert sie regelmäßig als Rezensentin für die internationale Zeitschrift zur Kinder- und Jugendliteratur *bookbird*.

Beiträge in dis|kurs

Beiträge für diskurs können Sie jederzeit an die im Impressum genannte E-Mail-adresse senden. Ihr Beitrag sollte dem sozial- und/oder geisteswissenschaftlichen Themenspektrum zuzuordnen sein. Beachten Sie bitte, dass Ihr Artikel ein Volumen von 25 Standardseiten Text (ca. 45.000-50.000 Zeichen) nicht überschreitet und dass Sie die enthaltenen Informationen nach gängigem Muster wissenschaftlich belegen. Fügen Sie Ihrer Einsendung einen tabellarischen Lebenslauf bei. Nach Erhalt des Artikels wird dieser von uns und unseren Kooperationspartnern nach inhaltlichen und wissenschaftlichen Kriterien geprüft. Kommen wir zu dem Schluss, dass wir den Artikel veröffentlichen wollen, setzen wir uns mit Ihnen für die Abwicklung des weiteren Verfahrens in Verbindung. Der Entschluss, einen Text nicht zu veröffentlichen, wird Ihnen ebenfalls mitgeteilt. Dabei werden wir insbesondere darauf achten, die für die Ablehnung ausschlaggebenden Gründe mitzuteilen.

Call for Articles: „Was kann Theorie?“ [dis|kurs I – 2012, 28. Februar 2012]

Es waren die Griechen der Antike, die den Wert theoretischer Reflektion erkannten. So hatten zwar bereits die Ägypter und Babylonier den Zusammenhang zwischen den Seiten rechtwinkliger Dreiecke erkannt und umfangreiche Listen mit Beispielen erstellen können, aber es waren die Griechen, die die theoretische Grundlage in dem Satz erkannten, der allgemein Pythagoras zugeschrieben wird.

Während besonders die sokratische Schule der Theorie einen von der Praxis und Technik unabhängigen Wert zuwies, wird in der jüngeren Vergangenheit in zunehmendem Maße Praxis- und Technikorientierung als entscheidend angesehen.

In der Themenausgabe „Was kann Theorie?“ will diskurs unter Anderem nach

- dem Verhältnis von Theorie und Praxis,
- der Möglichkeit der Trennung von Theorie und Praxis,
- der Rolle von Metatheorie,
- dem Verhältnis der disziplinspezifischen Theorien (soziale Theorie, Wissenschaftstheorie, politische Theorie, pädagogische Theorie, Geschichtstheorie, Kulturtheorie, etc.) zueinander,
- dem Verhältnis von Theorie und Methodologie,
- dem Verhältnis von theoretischer Diskussion und Lehrmeinung,
- der Rolle von Intertheoretic Reduction,
- dem Verhältnis von Theorie und Underdeterminiertheit
- und dem tatsächlichen Zugewinn durch theoriegeleitete Fragestellungen

fragen. Selbstverständlich sind auch Artikel mit anderen Schwerpunkten zum Thema, sowie alternativen Themen oder Vorschläge für spätere Themen willkommen. Artikel für diskurs sollten 45000-50000 Zeichen haben. Bei Fragen oder Themenvorschlägen steht die Redaktion selbstverständlich zur Verfügung. Ein-sendeschluss für die fertigen Artikel ist der 28. Februar 2012. Die Ausgabe 1/2012 erscheint voraussichtlich Mitte 2012.

Call for Articles: „Hochschule und Hochschulpolitik“ [dis|kurs 2 – 2012, 31. August 2012]

Die Hochschulen stehen derzeit unter dem doppelten Druck, dass sie sich nicht nur mit der Herausforderung durch einen sich zunehmend globalisierenden Wettbewerb untereinander auseinandersetzen müssen, sondern auch ihre gesellschaftliche Bedeutung und damit ihre prinzipielle Ausrichtung als Bildungseinrichtung ist tief umstritten. Damit verbunden ist auch die andauernde Diskussion um die „Natur“ universitärer Bildung: handelt es sich bei Wissenschaft und Bildung um einen Selbstzweck oder einen zu ökonomisierenden Wirtschaftsbereich mit großen Wachstumschancen? Sollen Universitäten Spitzenforschung anbieten oder zu einer demokratisch-egalitären Bildung der Massen beitragen?

In der Themenausgabe „Hochschule und Hochschulpolitik“ will diskurs unter anderem nach

- Studierenden und Professoren als soziale Gruppen,
- Hochschulen im Spiegel der Zeit,
- der historischen Bedeutung des Studiums
- historischer, politischer und gesellschaftlicher Relevanz von Hochschulen,
- Bedeutung von Abschlüssen,
- Aufgabe und Funktion von Hochschulen (auch in historischer Perspektive),
- pädagogischer Ausrichtung von Hochschulen,
- Formen des Studiums,
- der gesellschaftlichen Rolle der Forschung
- und dem Verhältnis von Forschung und Lehre

fragen. Selbstverständlich sind auch Artikel mit anderen Schwerpunkten zum Thema, sowie alternativen Themen oder Vorschläge für spätere Themen willkommen. Artikel für diskurs sollten 45000-50000 Zeichen haben. Bei Fragen oder Themenvorschlägen steht die Redaktion selbstverständlich zur Verfügung. Ein-sendeschluss für die fertigen Artikel ist der 31. August 2012. Die Ausgabe 2/2012 erscheint voraussichtlich Ende 2012.

Call for Articles: „Ideengeschichte“ [dis|kurs I – 2013, 28. Februar 2013]

In der Philosophie ist die Ideengeschichte oft umstritten. In Princeton gab es, so eine Anekdote, im Philosophischen Seminar lange Zeit einen Zettel, der an einer Tür hing und der dazu aufforderte: „Just say no to the history of ideas“. Gleichzeitig besteht Uneinigkeit über die Akzentuierung und Ausgestaltung des Forschungsbereiches „Ideengeschichte“, wie im Sommer 2010 auch wieder auf einem Workshop in Hamburg deutlich wurde.

In der Themenausgabe „Ideengeschichte“ will diskurs unter Anderem nach

- der Notwendigkeit und Berechtigung von Ideengeschichte als Forschungsbereich,
- Ideengeschichte versus Begriffsgeschichte,
- der Bedeutung von Ideengeschichte für die Forschung,
- der gesellschaftlichen Bedeutung von Ideengeschichte,
- Konkreten Beispielen für Ideengeschichte,
- der Möglichkeit bzw. der Existenz eines ideengeschichtlichen Kanons an Standardwerken,
- dem Verhältnis von Ideengeschichte und angewandter oder praktischer Forschung,
- dem Verhältnis von Ideengeschichte und Theorie,
- dem Verhältnis von Ideengeschichte und Ereignisgeschichte
- und der Rolle von Ideengeschichte in den Einzeldisziplinen (Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft, Soziologie, etc.)

fragen. Selbstverständlich sind auch Artikel mit anderen Schwerpunkten zum Thema, sowie alternativen Themen oder Vorschläge für spätere Themen willkommen. Artikel für diskurs sollten 45000-50000 Zeichen haben. Bei Fragen oder Themenvorschlägen steht die Redaktion selbstverständlich zur Verfügung. Ein-sendeschluss für die fertigen Artikel ist der 28. Februar 2013. Die Ausgabe 1/2013 erscheint voraussichtlich Mitte 2013.

Impressum

Redaktionsanschrift

diskurs

gesellschafts- und geisteswissenschaftliche interventionen

z. H. Ines Weber

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Institut für Sozialwissenschaften – Politikwissenschaft

Olshausenstr. 40

D-24098 KIEL

E-Mail: diskurs@politik.uni-kiel.de

Im Internet: www.politik.uni-kiel.de/diskurs

Board of Reviewers (alphabetisch)

Johanna Bödege-Wolf, Karl-Heinz Breier, Peter Breiner, Thomas Großbölting, Edward Keynes, Martin Kintzinger, Wilhelm Knelangen, Martin Lücke, Lothar Maier, Renate Martinsen, Stephan Sandkötter, Morton Schoolman, Hans Rainer, Sepp, Daniel Siemens

Gründungsherausgeber

Matthias Lemke

Herausgeber

Daniel Kuchler, Bastian Walter, Ines Weber

Redaktion

Anja Franke-Schwenk

Verlag

Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG | Am Hawerkamp 31, D-48155 MÜNSTER

E-Mail: service@mv-verlag.de

Im Internet: www.mv-verlag.de

Titelgestaltung, Layout, Satz

Grundhitze; Daniel Kuchler

ISSN: 1865-6846

ISBN: 978-3-86991-495-4

© Für diese Ausgabe

diskurs – gesellschafts- und geisteswissenschaftliche interventionen,

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel – Institut für Sozialwissenschaften

Olshausenstr. 40, D-24098 Kiel Germany